

Ronald Hitzler

## Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung

### Pivotal characteristics and peripheral confusions of interpretative social research

**Zusammenfassung:**

Im ersten Teil dieses Textes votiere ich dafür, stärker als bisher die Differenz zwischen interpretativer und – auch sogenannter qualitativer – normorientierter Sozialforschung zu markieren. Im mittleren Teil geht es mir darum, essentielle epistemologische und methodologische Aspekte der Orientierung am interpretativen Paradigma zu skizzieren, die ich auch für mich reklamiere. Und im letzten Teil werde ich mich mit der Frage befassen, ob wir Irritationen durch poststrukturalistische Subjektivierungstheorien stärker ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit rücken sollten.

**Schlagworte:** Interpretative Sozialforschung, Normorientierte Sozialforschung, Methodologie und Methodik, Sinnrekonstruktion, Poststrukturalismus

**Abstract:**

In the first part of this text, I opt for a more precise distinction between interpretative and – so-called qualitative – norm referencing social research. Following this, by means of the interpretative paradigm, I outline essential epistemological and methodological aspects of orientation that I also claim for my research. Finally I pose the question whether we should give closer attention to confusions by focusing on post-structuralist theories of subjectivation

**Keywords:** Interpretative social research, Norm referencing social research, Methodology and methods, Construction of meaning, Poststructuralism

*„Ich glaube an die Freiheit der Menschen. In der gleichen Situation reagieren sie sehr unterschiedlich“ (Foucault 2005, S. 965).*

## Präambel

„Empirische Sozialforschung“ meint generell das methodisch kontrollierte, methodologisch reflektierte, auf theoretische Aussagen bezogene und in der „scienti-

fic community“ diskutierte systematische Erfassen und Deuten sozialer Handlungen, Strukturen und Prozesse. Allein das *Erkenntnisinteresse* (= Was wollen wir wissen?), also sozusagen die Betrachtung vom vorentworfenen Ende der Untersuchung her (Burzan 2014), begründet dabei die *Methodologie* (= Welches planmäßige Vorgehen eignet sich mit welcher Begründung dafür, das, was wir wissen wollen, in Erfahrung zu bringen?), auf die zugegriffen wird, und die *Methoden* (= die planmäßigen und überprüfbar Arten und Weisen, das, was wir wissen wollen, in Erfahrung zu bringen), die aus dem Fundus mehr oder minder erprobter Verfahren kontrollierter Erhebung und Auswertung von im wissenschaftlichen Sinne analysierbaren Daten ausgewählt werden.

## Einstieg: Methodische Aspekte

Zwei von Nicole Burzans Gedanken zur Verknüpfung von Methoden (vgl. Burzan 2010 und 2016) nutze ich hier bei meinem Versuch, zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung zu identifizieren, als Anregungen dazu, nicht nur wieder einmal (vgl. bereits Hitzler 1995), sondern möglichst noch deutlicher als bisher zu sagen, was interpretative von sogenannter qualitativer Sozialforschung trennt: *Ein* wichtiger Unterschied dürfte zum Beispiel der sein, dass Daten, die im gleichen Forschungszusammenhang erhoben wurden, bei interpretativen Analysen fallrekonstruktiv verarbeitet werden, dass also zunächst der spezifische Sinnzusammenhang des jeweiligen Einzelfalles rekonstruiert und dann erst fallvergleichend der je erkenntnisrelevante Typus konstruiert wird, während bei sogenannten qualitativen Analysen die Daten apriori oder adhoc gebildeten Kategorien entsprechend codiert und dementsprechend kategorial subsummiert werden. Ein *anderer* – für die aktuelle Diskussion über die Einrichtung von Archiven für Daten qualitativer Sozialforschung vielleicht nicht ganz irrelevant – Unterschied dürfte etwa der sein, dass Daten, die *nicht* im gleichen Forschungszusammenhang erhoben wurden, für *interpretative* Analysen nur dann nützlich sind, wenn ihr Sinnzusammenhang erkennbar bleibt bzw. sogar gegenüber ihrer Verwendung im ursprünglichen „qualitativen“ Projekt erst erkennbar gemacht wird. Ansonsten lassen sie sich nämlich nur bezogen auf ihren sekundären Präsenzkontext (z.B. auf ihre Vorfindlichkeit in einem bestimmten Archiv) re-interpretieren. Für sogenannte qualitative Analysen, die sich von interpretativen auch dadurch unterscheiden, dass sie *nicht* auf Fallrekonstruktionen abzielen, sondern auf die Beantwortung fallunabhängiger Forschungsfragen mittels nicht-standardisiert (was auch immer impliziert: *nicht repräsentativ*) erhobener Daten, können hingegen durchaus auch kontextarme bzw. kontextlose Daten nützlich sein, wenn die Daten sich als für die je aktuelle (z.B. an das Archivmaterial gerichtete) Forschungsfrage relevant identifizieren lassen.

Gegenüber diesen zwei lediglich willkürlich herausgegriffenen methodischen Petitionen *allgemeiner* formuliert meine ich, dass sogenannte qualitative Analysen *einerseits* grosso modo der ‚Logik‘ *standardisierter* Sozialforschung<sup>1</sup> folgen, allerdings eben ohne die dort üblichen Standards repräsentativer Stichprobenziehungen einlösen zu können (vgl. dazu z.B. auch Rosenthal 2014, S. 205). Das plausibilisiert, dass und warum in der sogenannten quantitativen Sozialforschung qualitative Designs entweder Pretestfunktionen haben (also z.B. zur Hypothesengenerierung dienen)

oder als prinzipiell defizitär (und überflüssig) eingeschätzt werden. Sogenannte qualitative Analysen verfehlen aufgrund ihrer prinzipiell auf Komplexitätsreduktion fokussierten Verfahrenstechniken *andererseits* aber auch die reflexiven Standards<sup>2</sup> der am Verhältnis von Spezifik und Typik interessierten und orientierten Einzelfallrekonstruktionen der interpretativen Sozialforschung (vgl. dazu z.B. auch Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 189). Im Weiteren versuche ich dementsprechend zu plausibilisieren, dass interpretative Sozialforschung fehlverortet ist, wenn man sie als Unterform bzw. als Teilmenge der qualitativen Sozialforschung begreift.

Ohnehin markiert, da bin ich mir z.B. mit Jo Reichertz (2007) völlig einig, das Etikett „Qualitative Methoden“ eher eine praktische Leerstelle (nämlich das Fehlen quantifizierender Verfahren), denn ein verbindendes Erkenntnis-Programm. Eben deshalb schlage ich ja immer wieder vor, bestimmte Ansätze nicht mehr unter dem irreführenden Catch-All-Begriff „Qualitative Sozialforschung“ zu subsumieren, sondern entweder – mit Hans-Georg Soeffner (2004) – als „nicht-standardisiert“ oder – im Verweis auf die Schwerpunkte bei der Datenerhebung und bei der Datenanalyse – als „interpretativ“ zu bezeichnen. Dementsprechend habe ich auch in meinem vor längerer Zeit erschienenen Artikel zum damaligen Stand der Diskussion (vgl. Hitzler 2002) die Rekonstruktion von *Sinn* nicht als gemeinsames Anliegen der sogenannten qualitativen Sozialforschung, sondern als das allgemeinste, sozusagen epistemologische Anliegen verstehender Soziologie und – in deren Rahmen – auch *interpretativer* Sozialforschung reklamiert. Wie nämlich keineswegs nur ich meine, sondern wie eine ganze Reihe von empirisch arbeitenden Repräsentantinnen und Repräsentanten verstehender Soziologie seit geraumer Zeit konstatiert, stehen nicht sogenannte quantitative und qualitative Methoden im Gegensatz zueinander, sondern die Antworten auf die Frage, was das Erkenntnisinteresse der Forscherin bzw. des Forschers paradigmatisch leitet: „Die Frontlinie verläuft nicht zwischen ‚Qualis‘ und ‚Quantis‘, sondern zwischen Hermeneutik und Szientismus. So, wie quantitative Sozialforschung mit einem hermeneutischen methodologischen Selbstverständnis betrieben werden kann, gibt es Sozialforscherinnen und -forscher, die qualitative Methoden mit einem szientifischen methodologischen Selbstverständnis anwenden, die mit objektivistischen Vorstellungen operieren und ihre Erkenntnisgegenstände reifizieren“ (Eberle 2004, S. 41). Anders ausgedrückt: die relevante Differenzierung ist die zwischen *normativen und interpretativen Methodologien*.

## Präzisierung: Methodologische Hinweise

Diese Entgegensetzung rekurriert selbstverständlich auf die vor fast einem halben Jahrhundert von Thomas P. Wilson (1970) vorgeschlagene Dichotomie sozialwissenschaftlicher Sichtweisen des menschlichen Miteinanders: mit der Betonung der Abhängigkeit der Individuen bzw. der *Verhaltensweisen* der Individuen von sozialen Normen und Rollenerwartungen auf der einen und der Betonung der Konstitutionsleistungen und Deutungskompetenzen der sinnhaft handelnden Individuen, also der Subjekte, auf der anderen Seite. Diese Dichotomie im Hinblick auf die Klärung der hier thematischen zentralen Merkmale interpretativer Sozialforschung zur Verdeutlichung polemisch zuspitzend, unterscheide ich qualitative Sozialforschung hier und interpretative Sozialforschung da dementsprechend vor

allem dadurch, dass in diesem paradigmatischen Sinne erstere letztendlich auf Erklärungen von Einstellungen und Verhaltensweisen aus den gegebenen sozialen Umständen abzielt, grosso modo also an bestehenden *Normen* orientiert ist. Letztere hingegen ist um „verstehendes Verstehen“ der komplexen Aspekte des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt bemüht. D.h., sie zielt ab auf situative und transsituative *Interpretationen* und damit auch auf Fragen der Konstitution dessen, was zwischen Menschen geschieht.

Reiner Keller hat in der Einführung zu seiner „Einführung“ in „Das interpretative Paradigma“ (Keller 2012, S. 1–19) die Genese dieser Zweiteilung zunächst in geisteswissenschaftlichen Erkenntnistheorien und dann in sozialwissenschaftlichen Theorietraditionen (nochmals) umsichtig nachgezeichnet. Im weiteren macht er dann, entlang der fünf von ihm so genannten Kernaussprägungen des Interpretativen Paradigmas – der Chicagoer Schule, ihrer philosophischen Grundlagen und ihrer Nachfolge im Symbolischen Interaktionismus, der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie, der Ethnomethodologie und der Soziologie der Interaktionsordnung –, deutlich, welche gemeinsamen Grundlagen diese Kernaussprägungen haben und wie sie zugleich als je unterschiedliche Dimensionierungen des Paradigmas angelegt sind, die zueinander nicht in Konkurrenz, sondern in Ergänzungsverhältnissen stehend zu begreifen sind.

Wesentliche *Differenzen* bestehen hingegen eben zwischen in diesem Sinne verstandenen interpretativen Ansätzen hier und normativen Ansätzen da. Anders als in der Literatur bislang üblich, identifiziere ich nun allerdings mit dem normativen Paradigma nicht nur – und noch nicht einmal vor allem – die sogenannte quantitative Sozialforschung. Aber ich verorte die sogenannte qualitative Sozialforschung auch keineswegs per se und ohne weiteres – und schon gar nicht in toto – im interpretativen Paradigma. Stattdessen schlage ich vor, zwischen einer „normorientierten“ qualitativen Sozialforschung einerseits und einer „verstehensinteressierten“ interpretativen Sozialforschung<sup>3</sup> andererseits zu unterscheiden. Um möglichen Missverständnissen jedoch vorzubeugen: Damit teile ich nicht etwa *vorfindliche* Ansätze kategorial oder gar kategorisch ein, sondern ich profilieren lediglich *Idealtypen* als Bezugsgrößen für jeweils dominante Forschungsinteressen (vgl. Weber 1973).

Methodologisch-methodisch gesehen bestehen gravierende Unterschiede zum Beispiel darin, dass der Strukturierung der Befragungs- und Beobachtungsdesigns *durch die Forscherin bzw. den Forscher* in *normorientierten* Verfahren die Strukturierung des Geschehens entsprechend etwelchen Alltagsgewohnheiten in *verstehensinteressierten* Verfahren gegenüberstehen, und zum Beispiel auch darin, dass statt der Präsentation der bzw. des Beforschten nach Kriterien der Forscherin bzw. des Forschers in verstehensinteressierten Verfahren die Präsentation der Beforschten nach deren eigenen Kriterien erfolgen soll.<sup>4</sup> Festlegung und Eingrenzung von Forschungsthemen sind in normorientierten Verfahren durch das Untersuchungsdesign, bei verstehensinteressierten durch situative, interaktionsstrukturelle und biographische Faktoren gegeben. Normorientierte Verfahren erweitern Themen dadurch, dass ein möglichst umfangreiches Repertoire an Fragen und Kontrollfragen eingesetzt wird; verstehensinteressierte tun dies dadurch, dass Menschen zum Erzählen animiert werden und dass das, was sie sagen, im Rekurs auf Strukturen der Biographie, auf Rahmenmerkmale von Situationen und auf die Eigendynamik kommunikativer Gattungen interpretiert wird.

Beide Verfahrenstypen basieren demnach prinzipiell auf der kontrollierten Erhebung und Analyse von Daten. Die relevanten Unterschiede zwischen ihnen lie-

gen nicht darin, dass beim verstehensinteressierten Verfahrenstypus per se die ‚besseren‘ Daten, sondern wesentlich darin, dass dabei *andere* Daten produziert werden als beim normorientierten – zum Beispiel dadurch, dass beim normorientierten die Auswertung in eine überprüfbare Beziehung zu ‚künstlich‘ erarbeiteten Standards gesetzt wird, während beim verstehensinteressierten auf als solchen rekonstruierten und reflektierten Funktionsweisen ‚quasi-natürlicher‘, d.h. soziokulturell üblicher Standards und Routinen des (kommunikativen) Handelns rekuriert wird. Summarisch gesprochen: *Beide* Verfahrenstypen verweisen auf hinlänglich klare methodische Standards – auch im Hinblick auf Verallgemeinerungen. Normorientierte Vorgehensweisen prüfen grosso modo etwelche auf Hypothesen heruntergebrochenen Theorien unterschiedlicher Reichweitenansprüche. Die spezielle Qualität interpretativen Vorgehens erweist sich demgegenüber wesentlich in der methodischen Sicherung der Stringenz ihrer auf Verallgemeinerung hin orientierten sinnrekonstruierenden Auslegung des Einzelfalls im Verhältnis zu anderen, in theoretischer Hinsicht ‚ähnlichen‘ Einzelfällen.

Soviel zur sozusagen verfahrenstechnischen Seite meines Arguments. Nun zum Systematischen.

## Erläuterung: Theoretische Erwägungen

Spätestens seit Wilhelm Diltheys Unterscheidung zwischen den Problemstellungen der Naturwissenschaften und denen der Geisteswissenschaften (dezidiert z.B. in Dilthey 1990 und 1992) darf als intellektueller Allgemeinplatz gelten, dass natürliche Ereignisse keinen Sinn ‚in sich‘ tragen, sondern dass ihre Zusammenhänge von der Beobachterin bzw. vom Beobachter erklärt werden, während kulturelle Phänomene ‚immer schon‘ mit Sinn besetzt sind, den es ‚hermeneutisch‘ zu verstehen gilt: Sinn, wie systematisiert, wie komplex, wie überhöht er gesellschaftlich auch je zu Wissen, ja zu Gewissheiten gerinnen mag, konstituiert sich, und damit folge ich Alfred Schütz, ursprünglich in „stellungnehmenden“ Bewusstseinsakten, in denen sich das Ich auf eine bestimmte Art seinem dahinströmenden Erleben zuwendet: in der Art eben der „attention à la vie“, der reflexiven Aufmerksamkeit gegenüber diesem dadurch aus dem Erlebnisstrom herausgehobenen, in der Regel (u.U. soeben) vergangenen, prinzipiell aber auch als zukünftigem antizipierbaren Erlebnis: „Sinn ist (somit – R.H.) die Bezeichnung einer bestimmten Blickrichtung auf ein eigenes Erlebnis“ (Schütz 2004, S. 127), nämlich einer auf Auslegung bedachten Blickrichtung.

In dem Maße, in dem Sozialwissenschaften in der Tradition der Geistes- und nicht der Naturwissenschaften begriffen werden, hat es Sozialforschung *schlechthin* naheliegender Weise also mit in diesem Sinne vorgängig sinnhaften Daten zu tun, generiert sie ihre Erklärungen durch das Verstehen dieser Daten, und basiert sie folglich auf Akten der Deutung. In *dieser* Hinsicht *müssen* normative und interpretative Ansätze mithin *nicht* als Gegensätze begriffen werden. Kaum ignorieren lässt sich aber, dass die Relevanz dessen, was wir als „Verstehen des Verstehens“ bezeichnen, also der Reflexion der Akte der Deutung, ganz unterschiedlich hoch veranschlagt wird. Anders ausgedrückt: Als wie wichtig das Problem angesehen wird, für sich selbst und für andere durchsichtig zu machen, wie man versteht, was man zu verstehen glaubt, und wie man weiß, was man zu wissen meint.

Was wir zu wissen meinen, das ist, dass Menschen aufgrund ihrer Daseinsverfassung unabdingbar darauf verwiesen sind, zu eruieren, was vor sich geht, zu klären, was los ist, und (wie routinemäßig auch immer) zu reflektieren, was sie tun müssen, sollen, können, dürfen – und was sie (tatsächlich) tun bzw. getan haben. Das heißt unter anderem, dass es die in der menschlichen Gattungsgeschichte entwickelte Fähigkeit, Zeichen und Anzeichen zu deuten, braucht, um andere zu verstehen und sich (alltäglich) in der Welt zurecht zu finden, denn erkenntnistheoretisch gesehen sind menschliche Handlungen und Interaktionen wissensgeleitete und wissensgenerierende Prozesse zugleich, die *unabdingbar* kommuniziert oder anderweitig nachvollziehbar appräsentiert sein müssen, um als solche erkennbar zu sein und soziale Wirkungen zu zeitigen. Diese Unabdingbarkeit der Darstellung betrachten wir als Konsequenz der Art und Weise, in der ein Subjekt Bewusstsein von etwas als einem ihm ‚analogen‘ Anderen hat: ‚Alter Ego‘ ist dem Subjekt im Sinne der von Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003, S. 602–614) so genannten ‚mittleren Transzendenz‘ gegeben – und das heißt, nicht wirklich direkt *als* ‚Alter Ego‘ erfahrbar. Epistemologisch zu klären ist mithin, *wie* (bei wem und aufgrund welcher Weltsicht) etwas in Erscheinung treten muss, um sich als ‚Alter Ego‘ zu konstituieren.

Aus interpretativer Sicht liegt es nahe, etwas als kommunikativen Akt zu deuten, wenn es als aufgrund einer *intendierten* Kundgabe geschehend erscheint. Und die Wahrnehmung eines kommunikativen Aktes wiederum legt dem wahrnehmenden Subjekt die Annahme nahe, das, was dabei bzw. damit in Erscheinung tritt, sei ein ‚Alter Ego‘. Dieses naheliegende Attest wiederum wird in aller Regel anhand alltagspragmatischer Kriterien daraufhin überprüft, ob das, was da in Erscheinung tritt, dem, dem es erscheint, überhaupt irgendwie und wenn ja, in welcher Weise und in welchem Maße, ähnlich ist. Mithin resultiert aus der ‚eigentlichen‘ subjektiven Gegebenheitsweise von ‚Alter Ego‘ diese bekannte fundamentale anthropologische Ironie, dass wir uns – entgegen unserem alltäglichen Augenschein – tatsächlich *nicht* (und das heißt hier: nie) unmittelbar *als Andere* gegeben sind. Vielmehr *konstituieren* wir eben anderes (beziehungsweise manches andere) als Andere ‚wie uns‘.

‚Alter Ego‘ ist also sozusagen eine pragmatische Unterstellung (Luckmann 2007). Und eben deshalb sind wir gezwungen, uns unser wechselseitig qua Kommunikation zu versichern, denn nur qua Kommunikation scheinen wir eine bestimmte Art von sich Appräsentierendem als eben mehr oder weniger ‚vollgültiges‘ alter ego bzw. als Mitmenschen wahrzunehmen. In diesem Sinne ist es auch durchaus plausibel, die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit schlechthin als eine in wesentlichen Teilen kommunikative Angelegenheit zu betrachten (auch wenn mir die von Hubert Knoblauch (z.B. 2013) protegierte radikale Zuspitzung zweifelhaft erscheint), denn alles, was nicht anhand von Anzeichen und Zeichen beobachtet, in der Interpretation von Anzeichen gedeutet und über Zeichen deutend vermittelt wird, hat – soweit überhaupt – Evidenz ‚nur‘ für das jeweilige erkennende Subjekt – auch und unabdingbar all das, was dem Subjekt zu ‚Alter Ego‘ wird (d.h., was das Subjekt als ‚Alter Ego‘ ansieht). Kurz: Subjektiv gemeinter Sinn, der nicht der meine ist, ist trivialer Weise keineswegs unmittelbar, sondern nur über ‚bezeichnende Indizien‘ erfassbar – von einfachen körperlichen Appräsentationen (z.B. Schmerz-, Erregungs-, Müdigkeitsanzeichen) über Interaktions- und Kommunikationsangebote (z.B. Mimiken, Gesten, Sprechen) bis hin zu komplexen kulturellen Objektivationen (z.B. Schriftstücken, Kunst, Technologie) (Luckmann 2002; Soeffner 2004).

In diesem Sinne *praktisch* verstehen, was Menschen *tun*, und, was das menschliche Tun wie auch immer je nach sich zieht, kann man offenkundig sehr wohl, ohne weiter über das Verstehen nachzudenken. Oder deutlicher gesagt: Üblicherweise ist man praktisch so intensiv damit beschäftigt, zu verstehen, was vor sich geht, dass man sich mit dem Problem des Verstehens selber gar nicht beschäftigen kann. Allerdings ist, um Hans-Georg Soeffner (2014, S. 36) zu zitieren, „wer Strukturen und Arbeitsweisen alltäglicher Deutung nicht kennt, ... weder imstande, alltägliche – ‚naive‘ – Deutungen zu kontrollieren, noch sie zu widerlegen.“ Demnach macht es für *Rekonstrukteurinnen* und *Rekonstruktoren* menschlicher Wirklichkeitskonstruktionen also augenscheinlich Sinn, nicht nur zu verstehen, was Menschen tun, sondern auch über ihr Verstehen nachzudenken, das heißt: zu versuchen, das Verstehen selber zu verstehen bzw. das Interpretieren selber ebenso zu bedenken, wie das je Interpretierte. Was dezidiert interpretativ arbeitende Rekonstrukteurinnen und Rekonstruktoren folglich auszeichnet, das ist a), dass sie auch ihre eigenen Deutungsakte systematisch reflektierend in ihre Deutungen einbeziehen, und b), dass die Konstruktionslogik ihrer ‚Modelle‘ explizit bestimmten Postulaten – v.a. dem der subjektiven Interpretation und dem der (Sinn-)Adäquanz (vgl. Hitzler/Eberle 2000) – entspricht. So verstandene Rekonstrukteurinnen und Rekonstruktoren fungieren damit sozusagen als ‚späte‘ Entsprechungen des sinnsetzenden Subjekts, bei dem, erkenntnislogisch gesehen, alle gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen beginnen. Und das, was sie da tun, nennt man traditionell und gemeinhin eben „Hermeneutik“. Diese findet in einem die alltäglichen Vollzugsnotwendigkeiten transzendierenden Modus statt; genauer: in der Subsinnwelt des Theoretisierens.

Diese Subsinnwelt – sei sie institutionell nun wissenschaftlich, religiös, ästhetisch oder anderswie verortet – ist Alfred Schütz zufolge ja gekennzeichnet dadurch, dass das pragmatische Interesse des Alltags (das stets diktiert wird von der Notwendigkeit, ‚irgendwie‘ sein Leben zu gestalten) abgelöst wird von dem kognitiven Interesse daran, einen Sachverhalt nicht praktisch zu bewältigen, sondern ihn zu bedenken. Theoretisieren ist eine prinzipiell *lebensunpraktische* – nicht etwa eine *lebensuntaugliche* – Einstellung. Denn die theoretische Einstellung ist *die* Einstellung, in der wir gänzlich uninteressiert daran sind, uns den pragmatischen Notwendigkeiten des Alltags zuzuwenden – außer in dem Sinne, dass wir diese Alltagsnotwendigkeiten praktisch distanziert zur Kenntnis nehmen und darüber nachdenken. Eine theoretische Einstellung einzunehmen heißt demnach, die Lebensinteressen, die unser alltägliches Handeln leiten, einzuklammern und unsere alltäglichen Hoffnungen und Befürchtungen beiseite zu lassen. Was wir dabei konstruieren, ist eben gerade *nicht* Alltagswissen, sondern ein im weiteren Sinne verstandenes, analytisch-reflexives Wissen.

Konstruktionen solcher Art sind Sekundärkonstruktionen. Bei diesen Sekundärkonstruktionen geht es wesentlich um die Rekonstruktion von Sinnkonstruktionen insgesamt: Um die Rekonstruktion von subjektivem Sinn und von objektiviertem Sinn; um die Rekonstruktion biografischer Sinnsetzungen; um die Rekonstruktion der Institutionalisierung von Sinn, von Sinnschemata, von Sinnstrukturen; um die Rekonstruktion der Distribution von Sinn; um die Rekonstruktion von banalem, alltäglichem und von sogenanntem höherem, alltagstranszendendem Sinn, usw.; kurz: Um die Rekonstruktion von Handlungssinn ebenso wie um die Rekonstruktion des Sinns von kleinen und großen, von punktuellen und umfassenden, von situativen und epochalen Handlungsergebnissen (vgl. dazu auch Honer 1999). Dergestalt findet im *Sinnbezug*, und m.E. eben *nur* im Sinnbezug, die

methodologische Sonderstellung interpretativer Soziologie schlechthin ihre epistemologische Begründung. Nochmals: Dem szientistischen Verständnis der Beobachtung und Erklärung von Ereignissen steht das hermeneutische Verständnis der Teilhabe an und des Verstehens von kulturellen Phänomenen, d.h. von Sinngebilden (vgl. Soeffner 2006, S. 61) gegenüber, denn „nur was der Geist geschaffen hat, versteht er“ (Dilthey 1992, S. 248).

Neben diesen Prinzipien der *Sinnrekonstruktion* und der *Reflexivität* des Verstehens weisen interpretative Ansätze nun (mindestens) noch zwei weitere zentrale Merkmale auf, die ich nur noch kurz andeuten will: sie basieren auf *künstlicher Dummheit* und auf *absichtsvoller Langsamkeit*. Konkreter gesprochen: Erstere impliziert, dass die Interpretin bzw. der Interpret sich gegenüber den ihr bzw. ihm begegnenden Wissensbeständen, wie auch gegenüber ihren bzw. seinen eigenen Normvorstellungen sozusagen dumm *stellt*, dass sie bzw. er also so tut, als kenne sie bzw. er diese Wissensbestände und hätte sie bzw. er diese Normvorstellungen *nicht*, um so das infrage stehende Phänomen von seinen kulturellen Konnotationen zu ‚reinigen‘ und dann quasi neu konstituieren zu können. Letztere impliziert, dass damit in das alltags- und allzu oft auch wissenschaftsübliche kategoriale Schnell-Sortieren und Ad-hoc-Kategorisieren von (vermeintlich klaren) Sachverhalten sozusagen reflexive Hemm-Schwellen eingebaut werden, um kulturell verselbstverständlichte Subsumptionslogiken zu hinterfragen und diese gegenüber den Eigen-Sinn des jeweils infragestehenden Phänomens zum Vorschein zu bringen (vgl. Hitzler/Honer 1997).

Akademischer ausgedrückt: Interpretative Ansätze protegierende Personen bauen dezidiert *Zweifel* in den Prozess des Verstehens ein: Zweifel an den Vorurteilen des Interpreten, Zweifel an subsumptiven Gewissheiten und an verständnis- bzw. verstehenslosen Erklärungen in Alltag und Wissenschaft. Durch künstliche Dummheit und absichtsvolle Langsamkeit bedenken Vertreterinnen und Vertreter interpretativer Ansätze also typischerweise das auf die jeweiligen pragmatischen Belange abgestimmte Routine-Denken und -Handeln im Alltag wie auch in der Wissenschaft und tragen – gelingender Weise – dergestalt bei zur De-Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen.

## Aktualisierung: Neue Perspektiven

Die so verstandene Rekonstruktion der *Konstitution von Sinn* und der *Konstruktion von Bedeutung* sehe ich nicht nur als anhaltende, sondern als unter den Bedingungen der Gegenwartsgesellschaft immer drängendere und unabweisbarere Aufgabe an. Das geht nun keineswegs nur mir so, sondern die Rekonstruktion der Konstitution von Sinn und der Konstruktion von Bedeutung als dringliche Aufgabe anzusehen, gehört inzwischen fast selber schon zu den zentralen Topoi in der verstehenden Soziologie.. Und darauf wird auch mit einem regelrechten Boom neuer Konzepte reagiert. Dementsprechend – als in einem innovations-trächtigen Sinne – unruhig, ja – im Hinblick auf begriffliche Klarheit ebenso wie auf theoretische Relevanz notwendigerweise – streitlustig erscheint mir derzeit das ganze Lager der von mir als „interpretativ“ interpretierten Sozialforschung. Jedenfalls werden in der Ausdifferenzierung der *Grundformen* der Generierung und Deutung von Daten – also der Beobachtung, der Gesprächsführung und der



Dokumentensichtung sowie der Analyse von deren Erträgen – ständig (mehr oder weniger) neue explorierende Erhebungsverfahren und Methoden ‚kontrollierten Verstehens‘ im engeren wie im weiteren Verstande nicht nur ‚erfunden‘ und – in den bekannten Kontexten zum Beispiel der einschlägig orientierten Sektionen der DGS, der einschlägig ausgerichteten Zeitschriften (wie exemplarisch dem FQS und der ZQF) und selbstredend des Berliner Methodentreffens und des Schweizer Methodenfestivals – (teilweise heftig) diskutiert, sondern auch auf immer mehr Gegenstände appliziert und stetig weiter entwickelt.

Lediglich exemplarisch für kaum noch überschaubar viele solcher ‚Neuheiten‘ nenne ich hier die *Videographie*. Ich nenne die *Artefaktanalyse*. Ich nenne die *Metaphern-Analyse*. Und ich nenne die *Situationsanalyse*. Ich nenne aber auch die gerade erst sich formenden Ideen zu einer *phänomenologischen Hermeneutik*, zu einer *Ethnographie in interaktiven Mediumumgebungen* und zur sogenannten *New-School-Ethnographie*. Und selbstverständlich erschöpfen diese wenigen Beispiele bei weitem nicht, was derzeit an ‚Neuheiten‘ im interpretationsinteressierten Kontext diskutiert und erprobt wird. – Zugleich *etablieren* sich auf immer ‚breiterer Front‘ nicht mehr ganz so neue Erhebungs- und Analyse-Ansätze: Ich nenne, wiederum exemplarisch, die *Bild- und Videoanalyse*. Ich nenne die *Diskursanalyse*. Ich nenne die *Deutungsmusteranalyse*. Ich nenne die *dokumentarische Methode*. Ich nenne diverse *Varianten der Ethnographie*. Ich erinnere aber auch (nochmals) an die anhaltende Virulenz inzwischen sozusagen ‚klassischer‘ Ansätze wie die sozialwissenschaftliche Hermeneutik, die Phänomenologie und die Grounded Theory.

Unbeschadet dessen habe ich mir ja schon im – durch Günter Mey und Katja Mruck evozierten – Nachdenken über eine Aktualisierung meines vor einigen Jahren verfassten Kommentars zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung unter anderem die Frage gestellt, ob ich Schwerpunkte meiner Argumentation inzwischen anders setzen würde, und ob ich gewisse Herausforderungen meiner Position heute anders gewichten würde. Meine Antwort war: Ja, das würde ich (vgl. Hitzler 2014, S. 55). Und dementsprechend habe ich in diesem Beitrag die Schwerpunkte meiner Argumentation auch wesentlich deutlicher als bisher auf die Differenz bzw. auf *die Bruchlinie zwischen qualitativer und interpretativer Sozialforschung* zu setzen versucht.

Und ich bekunde auch (nochmals), dass ich gewisse Herausforderungen heute ernster nehme als ich das seinerzeit getan habe. Denn ich denke, dass *jenseits* langwieriger Diskussionen über die ‚alten‘ cartesianisch-szientistischen Gegenentwürfe sich selbst zu „erklärenden“ erklärender Sozialwissenschaften – und wohl auch *jenseits* solche Abgrenzungen gegenüber normorientierten qualitativen Ansätzen, wie ich sie hier versucht habe – zu den (bislang noch) peripheren Irritationen interpretativer Sozialforschung heute vor allem neue Herausforderungen durch Sichtweisen gehören, in denen die Unabdingbarkeit des erkennenden Subjekts, wenn nicht – wie im Dekonstruktivismus – überhaupt in Frage gestellt, so doch – wie in der Praxeologie – ganz erheblich relativiert wird. Für die weitere Diskussion bedeutet das, dass der Sinn des interpretativen Ansatzens beim subjektiv gemeinten Sinn zu erläutern, nochmals zu begründen und zu verteidigen ist – (auch) entlang von Konfliktlinien, die ich 2007 noch nicht so interessant, und das heißt: in einem anregenden Sinne so ‚ärgerlich‘ gefunden habe, wie ich das heute tue.

Die entsprechende Auseinandersetzung muss geführt werden, sie soll geführt werden, und sie wird ja auch geführt: Jo Reichertz und Nadja Zaboura haben zum

Beispiel schon vor zehn Jahren damit begonnen, sich mit dem neurowissenschaftlichen Angriff auf das Subjekt auseinanderzusetzen (vgl. dazu Reichertz/Zaboura 2006). Diese Herausforderung bleibt zweifellos, auch wenn oder womöglich gerade weil die frühen, allzu vollmundigen epochalen Erkenntnisrevolutionsversprechen von Neurowissenschaftlerinnen und Neurowissenschaftlern zwischenzeitlich doch ziemlich ‚entzaubert‘ sind. Unbeschadet dessen klammere ich diesen Streit, an dem unser Fach ohnehin nur marginal beteiligt war und ist, hier aus und nehme lediglich noch kurz Bezug auf eine innersoziologische Debatte, die zwischen Repräsentantinnen und Repräsentanten von – im traditionellen Sinne – interpretativen Positionen und solchen von aktuell diskussionswichtigen, dezidiert subjekt- und zum Teil auch empiriekritischen Ansätzen stattfindet.

Ein zentrales Forum für *diese* Debatte ist die von Joachim Renn verantwortete Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS). Exemplarisch verweise ich dazu aber auch auf den von Angelika Pofert und Norbert Schröer herausgegebenen Positionsband zur Frage „Wer oder was handelt?“ (Pofert/Schröer 2014a). Ich verweise dazu auf die Einlassungen von Reiner Keller (2014) zur sogenannten „postqualitativen Forschung“ bzw. zum „neuen Theorismus“, und ich verweise vor allem auf seine unermüdlichen Vorschläge dazu, das Werk Michel Foucaults für die Hermeneutische Wissenssoziologie zu erschließen. Letzteres tue ich vor allem deshalb, weil ich es kaum für übertrieben erachte, Foucault als *den* zentralen Bezugsautor für die wichtigeren der neuen subjekt- und bewusstseinskritischen Ansätze anzusehen, um die es mir hier geht.

## Herausforderung: Paradigmatische Erweiterung?

Besonders interessante Konfliktlinien, die zumindest zu peripheren Irritationen interpretativer Positionen führen, sehe ich, ähnlich wie Pofert und Schröer (2014b), insbesondere in Theoriediskussionen mit *poststrukturalistischen* (genealogische, dekonstruktivistische und – bedingt – auch gewisse praxeologische Konzepte einschließenden) Ansätzen. Gemeint sind im Wesentlichen Theoriediskussionen darüber, ob und ggf. wie das Subjekt bzw. Subjektivität bzw. Subjektivierung „postsouverän“ gedacht werden kann, soll oder muss (vgl. Moebius/Reckwitz 2008). Denn vor allem Poststrukturalismen bzw. poststrukturalistische Subjektivierungstheorien animieren auch dezidierte – und das heißt: selbst existenzial- oder gar transzendentalphänomenologisch orientierte – Protagonistinnen und Protagonisten interpretativer Sozialforschung wie mich nachdrücklich dazu, über die Konzeption des souveränen Subjekts neu nachzudenken. Insbesondere zwingen sie, kaum abweisbar, zu grundlegender Nachdenklichkeit naheliegender Weise dann, wenn es um Forschungen zu bzw. wenn es überhaupt um die wissenschaftliche Befassung mit menschlichen Individuen geht, deren Souveränität, ja deren Subjekt-Status *empirisch* in Frage steht.

Diese Problemstellung spielte in Untersuchungen zu sogenannten Geistesstörungen und Geistesschwächen schon immer eine wesentlich Rolle. Zunehmend überlagert werden diese traditionellen Themengebiete gegenwärtig von der sozusagen flächendeckenden Beschäftigung mit demenziellen Erkrankungen. So weit brauche ich hier aber gar nicht auszugreifen. Thomas Eberle z.B. hat sich in jüngerer Zeit ungemein einfühlsam mit einem Fall der Rückkehr eines Menschen aus

der völligen posttraumatischen Orientierungslosigkeit in die Pragmatismen des Alltagslebens befasst (vgl. Eberle/Rebitzke Eberle 2012; Eberle 2013, 2014). Und auch ich forsche seit mehr als sechs Jahren dort, wo das menschliche Leben, mit Martin Heidegger begriffen als Ganzheit des Daseins, in seiner Qualität als „Sein zum Tode“ unabweisbar und in seiner Qualität als Mit-Sein im höchsten Maße zweifelhaft wird; konkret also dort, wo Menschen im Zustand „Wachkoma“ leben.

Das, was ich dabei rekonstruiere, weist zumindest in gewisser Hinsicht einige Ähnlichkeiten mit dem auf, wie das hergestellt wird, was Judith Butler (z.B. 2006) als „postsouveränes Subjekt“ bezeichnet. In dem empirischen Fall, auf den ich dabei recurriere, geht es um die konkrete Subjektivierung eines Menschen, der augenscheinlich erwachsen, augenscheinlich aber auch *weder* normal *noch* hellwach ist. Es geht mir also darum, wie ein menschliches Wesen durch *andere in deren praktischem Tun* als Person mit bestimmten Eigenschaften konstruiert bzw. – in Butlerscher Diktion – zu einem Subjekt *gemacht* wird, bei dem ausgesprochen *zweifelhaft* ist, ob es noch – wie ehemals – einen Selbstbezug bzw. ein Bewusstsein seiner selbst hat. Das *so* verstandene „postsouveräne Subjekt“, um das *mir* zu tun ist, tritt zum Beispiel durch personale Adressierung in Erscheinung. Und personale Adressierung bzw. namentliche „Anrufung“ spielt eben auch in Butlers Argumentation zur Subjektivierung eine wichtige Rolle (vgl. Butler 1997), bei der sie ja die Idee eines innerlich kohärenten, die Welt und sich selbst auslegenden Subjekts dekonstruiert und durch die Idee eines Prozessierens von Interaktions- bzw. Kommunikationseffekten ersetzt.

Darauf, dass mir die ihrem Dekonstruktivismus inhärente, normativ einseitig vorentscheidene Lesart des Foucaultschen Denkens ohnehin genuin *fremd* ist, brauche ich hier sicherlich nicht hinzuweisen. Aber auch ganz konkret sehe ich eine wesentliche Differenz zwischen Butlers und meinem Anliegen – und zwar darin, dass es ihr um (die) Prozesse geht, in denen jenes Subjekt hergestellt wird, dem es explizit *um sich selber*, um seine Identität und um seine Autonomie zu tun ist, während mich beschäftigt, wie ein menschliches Wesen als Subjekt bzw. als Person (ich verwende diese Begriffe mit etwas anderen Konnotationen als Butler) konstruiert wird, bei dem ausgesprochen *zweifelhaft* ist, ob es noch einen Selbstbezug bzw. ein Bewusstsein seiner selbst hat. Unbeschadet dieser doch deutlich anderen „Konfiguration“ setze ich – allerdings empirisch – ebenfalls an bei in spezifischen Konstellationen situierten Wahrnehmungen von etwas und frage nach der in diesem Rahmen relevanten diskursiven bzw. kommunikativen Praxis, an der ich als ein bzw. an der ich in gewisser Hinsicht als *der* Akteur teilhabe, der dort ein von ihm wahrgenommenes Individuum qua Interpretation(en) zu ‚Jemandem‘ *macht*, um den ihm zu tun ist. Dergestalt wird dieses Individuum empirisch tatsächlich als ein qua kommunikativem Handeln *entstehendes* Subjekt erkennbar. Erkennbar *gemacht* aber wird es, erkenntnistheoretisch gesehen, *durch* mich und, zweifelsfrei, auch erst einmal nur *für* mich. Ob ich meine Evidenz anderen überhaupt (und gar hinlänglich adäquat) zu plausibilisieren vermag; ob ich selber nur ein „reflexives Projekt“, das heißt das Derivat einer soziohistorisch spezifischen Subjektformation bin; und ob ich bei dem, was ich tue, mich lediglich dem „Regime“ eines diskursiven Imperativs beuge (vgl. Bröckling 2007), das sind Fragen, die sich damit, dass *ich* sie (mir) stelle, überhaupt erst *eröffnen*.

Als *Fragen* präjudizieren sie noch keine Entscheidung für oder gegen die Annahme, dass Wirklichkeiten zwar sozial *konstruiert* werden, dass sie sich aber in subjektiven Bewusstseinstätigkeiten *konstituieren*. Und folglich implizieren sie auch keine Entscheidung zwischen normativem und interpretativem Paradigma.

Auf welcher Seite der hier von mir markierten Bruchlinie sich solche wie die soeben – vor allem, weil sie *mich* herausfordern – exemplarisch genannten Ansätze also stehen bzw. stehen sollen, mögen ihre Protagonistinnen und Protagonisten selber klären. Von *meinen* Relevanzsetzungen her betrachtet entscheiden sie *dabei* – für sie selber vielleicht ganz *nebenbei* – auch mit, ob das, was sie vertreten, für uns als Vertreterinnen und Vertretern interpretativer Sozialforschung von einer bislang eher peripheren Irritation zu einer für *unser* Forschungsinteresse zentralen Herausforderung wird. Denn auch uns, oder zumindest mir, geht es, um mit einem Zitat von Foucault zu schließen, darum, „den Menschen zu zeigen, dass sie weit freier sind, als sie meinen; dass sie Dinge als wahr und evident akzeptieren, die zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte hervorgebracht worden sind, und dass man diese so genannte Evidenz kritisieren und zerstören kann“ (Foucault 2005, S. 960). Allerdings argwöhne ich (mit guten Gründen), dass ich diese Absichtserklärung anders verstehe, anders verstehen *will*, als sie von Foucault intendiert war. Womit wir dann wohl wieder zu einer zentralen Aufgabe der Hermeneutik zurückgekehrt wären...

## Anmerkungen

- 1 Das sind u.a. strenge Zielorientierung, Sicherung der ‚Objektivität‘ der zu gewärtigenden Ergebnisse durch weitestgehende Standardisierung aller Teilschritte und Sicherung von Qualitätsstandards durch intersubjektive Überprüfbarkeit des ganzen Forschungsprozesses.
- 2 Das sind u.a. Situationsflexibilität, Einbezug der Subjektivität des bzw. der Forschenden in die Datenerhebung und -auswertung sowie Sicherung von Qualitätsstandards durch Verallgemeinerbarkeit konkreter empirischer Erkenntnisse.
- 3 Neben dem inzwischen schon ‚klassischen‘ Sammelband von Norbert Schröer aus 1994 gibt es inzwischen auch einige neuere Bücher, die „Interpretative Sozialforschung“ im Titel haben (z.B. Strübing/Schnettler 2004; Kleemann et al. 2013; Rosenthal 2014; Lueger 2009; Froschauer/Lueger 2009).
- 4 Mein Verständnis der hier thematisierten Unterschiede entspricht weitestgehend dem von Hans-Georg Soeffner (2004; vgl. v.a. S. 70f), abgesehen davon, dass er grosso modo die Verfahren, die ich als „normorientiert“ bezeichne, „standardisiert“ nennt, und dass er die, die ich als „verstehensinteressiert“ bezeichne, „nicht-standardisiert“ nennt.

## Literatur

- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Frankfurt a.M.
- Burzan, N. (2010): Zur Debatte um die Verknüpfung qualitativer und quantitativer Sozialforschung. In: Honer, A./Meuser, M./Pfadenhauer, M. (Hrsg.): Fragile Sozialität. Wiesbaden, S. 93–102. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92017-7\\_6](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92017-7_6)
- Burzan, N. (2014): „Bedenke das Ende – Ein Plädoyer für den Blick auf das Erkenntnisziel im Zuge reflektierter Datenkombinationen. Vortrag bei der Sektion Methoden der Qualitativen Sozialforschung“ am 9. Oktober im Rahmen des 37. Kongresses der DGS in Trier. Manuskript.
- Burzan, N. (2016): Methodenplurale Forschung. Chancen und Probleme von Mixed Methods. Weinheim/Basel.
- Butler, J. (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a.M.

- Butler, J. (2006): *Haß spricht: Zur Politik des Performativen*. Frankfurt a.M.
- Dilthey, W. (1990): Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. In Dilthey, W.: *Gesammelte Schriften, Band V: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte*, Stuttgart/Göttingen, S. 139–240. <http://dx.doi.org/10.13109/9783666303067.139>
- Dilthey, W. (1992): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In Dilthey, W.: *Gesammelte Schriften, Band VII: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Stuttgart/Göttingen, S. 79–190. <http://dx.doi.org/10.13109/9783666303081.79>
- Eberle, T. S. (2013): Regaining Sense-Connexions after Cerebral Hemorrhage. In: *Schutzian Research*. 5. JG, S. 81–102. <http://dx.doi.org/10.7761/SR.5.2013.81>
- Eberle, T. S. (2004): *Lebensweltanalyse und Handlungstheorie*. Konstanz.
- Eberle, T. S. (2014): Phänomenologie der olfaktorischen Wahrnehmung. Ein Beitrag zur Synästhesie der Sinne. In: Hitzler, R. (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis*. Weinheim/Basel, S. 22–34.
- Eberle, T. S./Eberle Rebitzke, V. (2012): „Alles war ohne Inhalt, ohne Bedeutung“. Der Umgang mit den Folgen einer Hirnblutung. In: Schröer, N./Hinnenkamp, V./Kreher, S./Pofel, A. (Hrsg.): *Lebenswelt und Ethnographie*. Essen, S. 325–343.
- Foucault, M. (2005): Wahrheit, Macht, Selbst. Ein Gespräch zwischen Rux Martin und Michael Foucault. In: Foucault, M.: *Dits et Écrits. Schriften Bd. 4*. Frankfurt a.M., S. 959–966
- Froschauer, U./Lueger, M. (2009): *Interpretative Sozialforschung: Der Prozess*. Wien.
- Hitzler, R. (1995): Rezension von Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (Hrsg.): *Analyse verbaler Daten*. In: *Soziologische Revue*, 18. Jg., H. 2, S. 239–241.
- Hitzler, R. (2002): Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research*, 3. Jg. H. 2, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-02/2-02hitzler-d.htm> (22.1.2016)
- Hitzler, R. (2014): Wohin des Wegs? – Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen*. Wiesbaden, S. 55–72.
- Hitzler, R./Eberle, T. S. (2000): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, U./Kardorff, E. von/Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek b. Hbg., S. 109–118.
- Hitzler, R./Honer, A. (1997): Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen, S. 7–27. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-11431-4\\_1](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-11431-4_1)
- Honer, A. (1999): Bausteine zu einer lebensweltorientierten Wissenssoziologie. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hrsg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie*. Konstanz, S. 51–67.
- Keller, R. (2012): Das interpretative Paradigma. Wiesbaden. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-94080-9>
- Keller, R. (2014): Zukünfte der qualitativen Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen*. Wiesbaden, S. 167–180. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7\\_10](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_10)
- Kleemann, F./Krähnke, U./Matuschek, I. (2013): *Interpretative Sozialforschung*. Wiesbaden.
- Knoblauch, H. (2013): Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus. In: Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.): *Kommunikativer Konstruktivismus*. Wiesbaden, S. 25–48.
- Luckmann, T. (2002): Zum hermeneutischen Problem der Handlungswissenschaften. In: Luckmann, T.: *Wissen und Gesellschaft*. Konstanz, S. 117–128.
- Luckmann, T. (2007): Über die Grenzen der Sozialwelt. In: Luckmann, T.: *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft*. Konstanz, S. 62–90.
- Lueger, M. (2009): *Interpretative Sozialforschung: Die Methoden*. Wien.

- Moebius, St./Reckwitz, A. (Hrsg.) (2008): *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M.
- Poferl, A./Schröer, N. (Hrsg.) 2014a): *Wer oder was handelt? Die Handlungsfähigkeit von Subjekten zwischen Strukturen und sozialer Praxis*. Wiesbaden.
- Poferl, A./Schröer, N. (2014b): *Wer oder was handelt? Eine Einleitung*. In: Poferl, A./Schröer, N. (Hrsg.): *Wer oder was handelt*. Wiesbaden: VS, S. 1–22.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2014): *Qualitative Sozialforschung*. München.
- Reichertz, J. (2007): *Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas?* In: *Erwägen – Wissen – Ethik* 18. Jg, H. 2, S. 276–293.
- Reichertz, J./Zaboura, a. (Hrsg.) (2006): *Akteur Gehirn - oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts*. Wiesbaden.
- Rosenthal, G. (2014): *Interpretative Sozialforschung*. Weinheim/Basel.
- Schröer, N. (Hrsg.) (1994): *Interpretative Sozialforschung*. Opladen.
- Schütz, A. (2004): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt (ASW II)*. Konstanz.
- Schütz, A./Luckmann, T. (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz.
- Soeffner, H.-G. (2004): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*. Konstanz.
- Soeffner, H.-G. (2006): *Wissenssoziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik sozialer Sinnwelten*. In: Tänzler, D./Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz, S. 51–78.
- Soeffner, H.-G. (2014): *Interpretative Sozialwissenschaft*. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen*. Wiesbaden, S. 35–53. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7\\_2](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_2).
- Strübing, J./Schnettler, B. (Hrsg.) (2004): *Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Konstanz.
- Weber, M. (1973): „Die Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen, S. 146–214.
- Wilson, T. P. (1970): *Normative and Interpretive Paradigms in Sociology*. In: Douglas, J.D. (ed.): *Understanding everyday life*. Chicago, S. 57–79.

Günter Mey

# Qualitative Forschung: Zu einem Über(be)griff und seinen (Ver)Wendungen

Ein Kommentar zu Ronald Hitzler

## Qualitative Research

A comment to Ronald Hitzler

### Zusammenfassung

Dem Vorschlag von Ronald Hitzler zwischen einer normorientierten qualitativen Forschung und einer verstehensinteressierten interpretativen Sozialforschung zu unterscheiden, wird entgegnet, dass damit trotz allem Reiz weniger gewonnen als verloren ist. Argumentiert wird, dass weniger an dem Label als mehr an den grundlegenden Prinzipien qualitativer Forschung als einem Konzept der „Vielfalt der Einheit“ im Jenseits von objektivistischen Tendenzen zu arbeiten ist. Damit würden die breit international agierenden qualitativen Wissenschaften und plurale Forschungs- und Ausbildungskontexte gestärkt, statt sich zwischen dichotomen Ordnungen eines Singularbegriffs aufzureiben.

**Schlagnworte:** Qualitative Forschung, Forschenden-Subjektivität, Selbstreflexivität

### Abstract

Ronald Hitzler's proposal to differentiate between norm-oriented qualitative research and understanding-based interpretative social research is interesting, but instead of overworking the dichotomous ordering of a unitary concept, it is argued that the task should be to explicate the basic principles of qualitative research beyond its objectivist tendencies. This in turn may help to strengthen the wider international establishment of qualitative sciences in the field of research and teaching.

**Keywords:** Qualitative research, subjectivity, selfreflexivity.

## 1 „Die“ qualitative Forschung gibt es nicht!

*Qualitative Forschung* wird terminologisch als Pendant – richtiger scheint: von Einigen mehr als ein Kampfbegriff – gegen die vorherrschende quantitative Forschung geführt. Damit war seit dessen Einführung klar, dass mit „qualitative Forschung“ eine Sammelbezeichnung in Umlauf gebracht wurde. Er steht für sehr unterschiedliche Ansätze, die einen sinnverstehenden Zugang zu psychischen, sozialen und kulturellen Wirklichkeiten favorisieren und dabei eine Verdichtung, Analyse und mitunter Bewertung von Materialien leisten, die mittels Interviews, Gruppendiskussionen, Beobachtungs- und Feldforschungsverfahren

oder anderer offener Methoden gewonnen wurde. Mittlerweile werden hierbei vermehrt visuelle oder materiale (also nicht-textuelle) Daten herangezogen.

Schon früh haben Christian Lüders und Jo Reichertz (1986, später nochmals weiterführend Reichertz 2007) deutlich gemacht, dass innerhalb der qualitativen Forschung sehr verschiedene „Großfragestellungen“ bearbeitet werden (können), dabei divergierende Foki angelegt und verschiedene Konzepte von Selbst-Weltverhältnissen bzw. -verständnissen an die Beantwortung der Fragestellungen herangetragen werden. Gemeint sind (in der Weiterführung von Reichertz 2007) damit a) die Rekonstruktion der „Sicht der Subjekte“, b) die Beschreibung von sozialen Milieus und sozialen Praktiken/Handlungen, c) die Untersuchung von „handlungsleitenden Strukturen“ und schließlich d) die (Re-)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit (siehe Tabelle 1).

*Tabelle 1:* Synopse zu Forschungsperspektiven und zu idealtypisch zuordenbaren „Schulen“, Methoden der Erhebung und Auswertung sowie zu Anwendungsfeldern

	<b>Sicht des Subjekts („subjektiver Sinn“)</b> <i>Primärer Bezugspunkt:</i> Subjekte und deren Lebensumstände	<b>Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus/Beschreibung von Prozessen („sozialer Sinn“)</b> <i>Primärer Bezugspunkt:</i> Handlungszusammenhänge von Subjekten	<b>Rekonstruktion/ Analyse deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen („objektiver Sinn“)</b> <i>Primärer Bezugspunkt:</i> Strukturlogik/implizite Regeln	<b>(Re-)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit</b> <i>Primärer Bezugspunkt:</i> Diskurslogiken
<b>(Erkenntnis-) Ziel</b>	Rekonstruktion subjektiver Sichtweisen/ (Leidens-) Erfahrungen und subjektiver Deutung von Erfahrung Dokumentation/Archivierung subjektiver Äußerungen	Rekonstruktion von Lebenswelten bzw. der konstituierenden Regeln sozialen Handelns/von Interaktionsstrukturen	Rekonstruktion der „objektiven“ Handlungsbedeutung und Analyse der „Tiefenstruktur“ menschlicher Äußerungen	Rekonstruktion der Deutungen in einer historisch und sozial vorgedeuteten, veränderbaren Welt
<b>Basisparadigmen/ Theoretischer Rahmen</b>	Symbolischer Interaktionismus Phänomenologie Hermeneutik Forschungsprogramm Subjektive Theorien	Symbolischer Interaktionismus Ethnomethodologie Wissenssoziologie Konstruktivismus Phänomenologie	Psychoanalyse Strukturgenetische Ansätze Objektive Hermeneutik	Wissenssoziologie Konstruktivismus Kognitive Linguistik
<b>Erhebung</b>	Interviews Tagebücher/ paraliterarische Dokumente Film/Fotografie/Video	Ethnografie (Teilnehmende)Beobachtung Gruppendiskussion Interviews Dokumentenanalyse Film/Fotografie/Video	Interviews Gruppendiskussion Interaktionen Dokumentenanalyse Film/Fotografie/Video	Interviews Gruppendiskussion Dokumentenanalyse Artefaktanalyse Film/Fotografie/Video
<b>Auswertung</b>	(qualitative) Inhaltsanalyse Dialogische Hermeneutik Grounded-Theory-Methodologie	Grounded-Theory-Methodologie Fallkontrastierung Dokumentarische Methode Konversationsanalyse	Objektive Hermeneutik Tiefenhermeneutik Narrationsanalyse Diskursanalyse Metapheranalyse	Diskursanalyse Dokumentarische Methode Metapheranalyse Wissenssoziologische Hermeneutik Grounded-Theory-Methodologie
<b>Anwendungsfelder</b>	Biografieforschung/ Oral History etc.	Lebensweltanalysen/ Cultural Studies etc.	Familienforschung Generationenforschung etc.	Diskursforschung Organisationsforschung

Quelle: nach Mruck/Mey 2005, S. 8 auf Basis Lüders/Reichertz 1986 sowie in Abgleich mit Flick/Kardorff/Steinke 2000, S. 19; Lamnek 2005, S. 30; aktualisiert auf der Basis von Reichertz 2007). [entnommen aus Mey/Ruppel 2016]



Mit der Verwendung von „qualitative Forschung“ als Singularbegriff wird schnell deutlich, wie allenthalben bei Singularbegriffen (wie „die Kulturosoziologie“, „die Kulturpsychologie“ bis hin zur „die Psychologie“), dass diese kein „Korrelat“ aufweisen; nicht bei ihrer Einführung, erst recht nicht bei einer lebendigen Wissenschaftsgeschichte, in deren Folge dann zunehmend Separationen eingeführt werden (z.B. die Rede von den „zwei Kulturen der Psychologie“, Prinz 1994; vgl. zusammenfassend Mruck/Mey 2010). Entsprechend gehört es zur Gepflogenheit in Texten sowie bei Vorträgen und Diskussionen als erstes darauf hinzuweisen, dass der gewählte Begriff „unterbestimmt“ bleibt, es so leicht nicht ist, von „der“ bzw. „die“ zu sprechen (siehe aktuell Schjødt Terkildsen/Demuth 2015 bezogen auf *Qualitative Research in Psychology*). Zunehmend wurde aufgeworfen, dass der Terminus qualitative Forschung – als Kampfbegriff – wenig treffend bzw. tragfähig ist. Dies zum einen vor dem Hintergrund der zunehmenden Fülle an qualitativer Forschung insgesamt, welche in der Tabelle anschaulich wird; zum anderen angesichts der Ausdifferenzierung einzelner Verfahren/Ansätze, wie dies etwa innerhalb der Diskursforschung (vgl. Bührmann et al. 2007) sichtbar wird. Für eine Grounded-Theory-Methodologie „im Plural“ mit ihren „konstruktivistischen“, „pragmatistischen“, „reflexiven“ etc. Grundierungen ist dies ebenfalls konstatierbar (s. Mey/Mruck 2011). Und mehr noch: Es existieren sehr verschiedene Vorstellungen darüber, was (und wer) zur qualitativen „Familie“ dazu gehört und was/wer sich nicht darunter subsummieren lässt bzw. lassen will. Um nur die „Außen-Figuren“ der qualitativen Forschungs-„Familie“ anzuführen: auf der einen Seite die objektive Hermeneutik, auf der anderen Seite die qualitative Inhaltsanalyse. Ulrich Oevermann (2013) hebt für den von ihm entwickelten Ansatz selbst ausdrücklich hervor, dass er die objektive Hermeneutik nicht unter die Rubrik der qualitativen Sozialforschung einordnet. Zum einen, weil ihm (wie vielen Anderen!) die Gegenüberstellung von quantitativer und qualitativer Forschung nicht haltbar erscheint. Zum anderen, weil es für Oevermann eine wesentliche Differenz ausmacht, ob Wissenschaften ihre Forschung unter vorgegebene Standards (z.B. Kodierungen) subsummieren oder, wie von ihm für die objektive Hermeneutik reklamiert, von Rekonstruktionen ausgehen. Die qualitative Inhaltsanalyse (z.B. Mayring 2015) wurde hingegen im Zuge verschiedener – und mit der Ausdifferenzierung vermehrter – Ordnungsversuche als „theorielose ad-hoc-Methode“ rubrifiziert (Reichert 2007; zum Widerspruch dazu siehe Mayring 2007).

## 2 Alternativ(kartierung)en zur qualitativer Forschung

Aufgrund der angedeuteten Diversifikation der qualitativen Forschung finden sich auch Versuche, diverse Label einzuführen (bzw. im doppelten Wortsinne zu „behaupten“, also „aufzustellen“ und zu „verteidigen“) und damit „Herr im eigenen (?) Hause“ zu werden. So wird von „rekonstruktiver“, „hermeneutischer“ (z.T. auch von „rekonstruktiv-hermeneutischer“) oder „interpretativer Sozialforschung“ gesprochen – und sich jeweils über entsprechende Publikationen verortet (z.B. Froschauer/Lueger 2009; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2013; Rosenthal 2011 oder

die Zeitschrift *Sozialer Sinn*). In diesen Vorstößen spiegelt sich dann auch wider, dass im Laufe der Zeit der Begriff qualitative Forschung eher pragmatisch genutzt wurde, wohl auch, weil ihm angesichts seiner Umbrella-Haftigkeit eingeschrieben ist, dass er wissenschafts-/erkenntnistheoretisch nicht unproblematisch (weil nicht eindeutig und damit auch schwer „definierbar“) ist.

Der nun von Ronald Hitzler (2016) vorgenommene Vorstoß, das Feld zu „sortieren“, ist insofern nicht ganz neu und steht in einer langen Kette ebensolcher Bemühungen. Sein Akzent liegt dabei darauf, zwischen einer „normorientierten“ qualitativen Sozialforschung einerseits und einer „verstehensinteressierten“ interpretativen Sozialforschung andererseits zu unterscheiden. Es geht ihm also um die grundlegende Differenzierung zwischen *normativen* und *interpretativen Methodologien*. Normorientierung zeichnet sich ihm zufolge insbesondere durch eine Forschungslogik aus, die durch „strenge Zielorientierung“, „Standardisierung aller Teilschritte“ und „Sicherung von Qualitätsstandards“ im gesamten Forschungsprozess gekennzeichnet ist. Verloren gehen hierbei für Hitzler insbesondere die „reflexiven Standards“ wie „Situationsflexibilität“ oder der Einbezug der Forschenden-Subjektivität bei Datenerhebung und -auswertung. Hitzler markiert dies wie folgt:

„Festlegung und Eingrenzung von Forschungsthemen sind in normorientierten Verfahren durch das Untersuchungsdesign, bei verstehensinteressierten durch situative, interaktionsstrukturelle und biographische Faktoren gegeben. Normorientierte Verfahren erweitern Themen dadurch, dass ein möglichst umfangreiches Repertoire an Fragen und Kontrollfragen eingesetzt wird; verstehensinteressierte tun dies dadurch, dass Menschen zum Erzählen animiert werden und dass das, was sie sagen, im Rekurs auf Strukturen der Biographie, auf Rahmenmerkmale von Situationen und auf die Eigendynamik kommunikativer Gattungen interpretiert wird.“ (Hitzler 2016, S. 174)

Ein ähnlicher Klärungsversuch findet sich bei Hans-Georg Soeffner (2014), der auf die erkenntnistheoretische Position eines „anticartesianischen“ und eines „interpretativen (hermeneutischen)“ Wissenschaftsverständnisses als sinnvolle Trennlinie aufmerksam macht. Anders pointiert – und für die Debatte möglicherweise hilfreich – ist ein Sondierungsvorschlag von Kathy Charmaz (2014, zusammenfassend 2011), den sie mit Blick auf die Grounded-Theory-Methodologie vorgenommen hat. Dieser unterscheidet zwischen einer „objektivistischen“ und einer – von ihr vertretenen – „konstruktivistischen“ Variante, den sie hinsichtlich Grundannahmen, Gegenstandskonstruktionen und Implikationen für die Forschungspraxis systematisiert (s. Tabelle 2).

**Tabelle 2:** Objektivistische Grounded-Theory-Methodologie vs. konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie. Vergleiche und Gegenüberstellungen

Objektivistische Grounded-Theory-Methodologie	Konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie
<i>Grundannahmen</i>	
– Geht von einer äußeren Wirklichkeit aus	– Geht von multiplen Wirklichkeiten aus
– Geht von der Entdeckung von Daten aus	– Geht von der gemeinsamen Konstruktion der Daten in Interaktion aus
– Geht davon aus, dass sich Konzeptualisierungen aus den Daten ergeben	– Geht davon aus, dass Forschende Kategorien konstruieren
– Betrachtet die Repräsentation von Daten als unproblematisch	– Betrachtet die Repräsentation von Daten als problematisch, relativ, situativ und unvollständig
– Geht von der Neutralität, Passivität und Autorität der Beobachter/innen aus	– Geht davon aus, dass die Werte, Prioritäten, Positionen und Handlungen der Beobachter/innen Einfluss auf deren Sichtweise haben
<i>Gegenstände</i>	
– Zielt auf kontextunabhängige Verallgemeinerungen	– Betrachtet Verallgemeinerungen als unvollständig, bedingt und als situiert in Zeit, Raum, Positionen, Handlungen und Interaktionen
– Strebt sparsame, abstrakte Konzeptualisierungen an, die über historische und lokale Standorte hinausweisen	– Strebt ein interpretatives Verständnis historisch kontextualisierter Daten an
– Definiert Variablen	– Bestimmt die Breite der Variation
– Zielt darauf, eine Theorie zu entwickeln, die passt, funktioniert, relevant und modifizierbar ist	– Zielt darauf, eine Theorie zu entwickeln, die glaubwürdig, originär, resonant und nützlich ist
<i>Implikationen für die Datenanalyse</i>	
– Betrachtet die Datenanalyse als einen objektiven Prozess	– Anerkennt Subjektivität während der gesamten Datenanalyse
– Betrachtet entstehende Kategorien als formgebend für die Analyse	– Anerkennt, dass die Ko-Konstruktion von Daten die Analyse prägt
– Betrachtet Reflexivität als <i>eine</i> mögliche Datenquelle	– Reflexivität durchzieht den gesamten Forschungsprozess
– Rückt die analytischen Kategorien und die "Stimmen" der Forscher/innen in den Vordergrund	– Sucht und (re-)präsentiert die "Stimmen" der Teilnehmer/innen als integralen Teil der Analyse

Quelle: entnommen aus Charmaz 2011, S. 196.

### 3 (Ver-)Klärungen, (Selbst-)Missverständnisse und (Macht-)Ansprüche

Hitzlers Vorschlag, die Landschaft der qualitativen Forschung in zwei Felder zu dividieren, nämlich „interpretative Sozialforschung hier, qualitative Forschung dort“ hat also prominente Vorläufer. Entscheidend aber ist, dass Hitzler darauf Wert legt, dass es eben zwei eigenständige Lager sind und die interpretative Sozialforschung keine „Unterform“ oder eine „Teilmenge“ der qualitativen Forschung ist.

Auf den ersten Blick verbinden sich mit einem solchen Plädoyer (wie scheinbar auch mit jedem Neuversuch einer Ordnungsherstellung) durchaus Vorteile, denn so scheint der vermeintlichen Unübersichtlichkeit (und Nichteindeutigkeit) ein Ende gesetzt: dort wo qualitative Forschung „drauf“ steht, wäre nicht (mehr) interpretative Sozialforschung „drin“; dort wo interpretative Sozialforschung ge-

führt wird, hätte qualitative Forschung keinen Platz.<sup>1</sup> Als Ronald Hitzler 2006 seine Mittagsvorlesung auf dem 2. *Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung* (sic!) über „Neuere Entwicklungen in der deutschsprachigen ‚qualitativen‘ Sozialforschung“ (Hitzler 2007, überarbeitet 2014) hielt, notierte er wiederkehrend die irreführende Begrifflichkeit „qualitative Forschung“ und sprach sich gegen dessen Verwendung aus. Meine damalige Bemerkung, seine Intervention bereite mir Schwierigkeiten, denn nun wüsste ich nicht, ob ich zukünftig zum *Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung* einladen könnte, war launisch gemeint. Seitdem findet Jahr für Jahr, 2016 bereits zum 12. Mal das Jahrestreffen statt, mit im Hitzler’schen Sinne viel interpretativer Sozialforschung drin, aber auch der qualitativen Inhaltsanalyse, der objektiven Hermeneutik – und anderen, ggf. nicht immer im Hitzler’schen Sinne als interpretative Sozialforschung zu bezeichnende Angebote, denen es weniger darum geht, dass „Menschen zum Erzählen animiert werden und dass das, was sie sagen, im Rekurs auf Strukturen der Biographie, auf Rahmenmerkmale von Situationen und auf die Eigendynamik kommunikativer Gattungen interpretiert wird“ (Hitzler 2016, S. 174).

Ebenso verhält es sich mit der tri-lingualen interdisziplinären Open-Access-Zeitschrift *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research* (FQS), die ich mit-herausgebe. Von den derzeit fast 1.800 Beiträgen dürften viele dem zuzurechnen sein, was von Ronald Hitzler als interpretative Sozialforschung verhandelt wird. Eine Umbenennung der Zeitschrift aber dürfte nicht erfolgen; und das nicht alleine der Tradition wegen, denn *FQS* existiert seit 2000. Seitdem wurden mehr als die Hälfte der Artikel von Autor/innen aus dem nicht-deutschsprachigen Raum publiziert. Die Anteile der aus der Soziologie stammenden Beiträge ist weniger als die Hälfte, denn qualitative Forschung – und dies drückt sich in *FQS* besonders aus – ist ein weitverbreiteter Ansatz, in vielen Ländern (in *FQS* aus weit über 100) und zahlreichen Disziplinen mit einem Schwerpunkt in den Sozial- und Erziehungswissenschaften und der Psychologie. Qualitative Forschung findet neben der Soziologie als „Hauptdisziplin“ im weiten Feld der Human-, Sozial- und Kulturwissenschaften statt, und das meint – um nur einige zu nennen – in den Technik-, Medien-, oder Wirtschaftswissenschaften ebenso wie in Medizin, Geografie etc. Mit Blick auf all diese Beitragenden wäre zunächst zu fragen, ob eine ebensolche Fülle an Texten veröffentlicht (und noch mehr eingereicht worden wären und zukünftig würden), wenn *FQS* eben FIS (Forum: Interpretative Sozialforschung) hieße. Die mutmaßliche Antwort lautet: „Nein!“ – und dies sowohl mit Blick auf den hiesigen, mehr noch mit Blick auf den nicht-deutschsprachigen Zeitschriften-„Markt“, der sich „qualitativ“ ausweist (u.a. mit *The Qualitative Report* oder *International Journal for Qualitative Methods* als Open-Access-Journals oder die Fülle an Closed-Access-Journals wie *Qualitative Inquiry*, *Qualitative Research* u.a., die „qualitative“ und nicht „interpretative“ als charakterisierenden Zusatz im Titel führen). Dies gilt noch mehr für das *Handbook of Qualitative Research* von Norman Denzin und Yvonna Lincoln, das sich in dieser Begrifflichkeit bewegt und beheimatet (wird). Gerade das Handbuch von Denzin und Lincoln, insbesondere seit der Neuedition von 2000 (ebenso wie die dritte Auflage von 2005 und die vierte von 2011) hat deutlich gemacht, dass sich qualitative Forschung nicht einfach ausweitet, sondern grundsätzlich umbaut, in diesem Falle sich nunmehr postmodern(istisch) und poststrukturalistisch ausrichtet – eben bei gleichbleibender Bezeichnung.

Selbstverständlich kann ein Festhalten am Term „qualitativ“ durchaus auch zu (Selbst-)Missverständnissen führen. So erschien in *FQS* 2005 der Band zu *State of*

*the Art of Qualitative Research in Europe* (Knoblauch/Flick/Maeder 2005), der – wie Katja Mruck gemeinsam mit César Cisneros Puebla und Robert Faux in ihrem sehr lesenswerten Editorial schrieben – sich im Grunde der qualitativen Soziologie widmet, die sich selbst zum „Zentrum“ ernenne – und die Peripherie dann gleich mit-definiere, wobei Mruck et al. (2005, Abs. 5) herausstellen, dass

„sich eine Zentrum-Peripherie-Struktur nicht nur auf disziplinärer, sondern auch auf nationaler Ebene [findet]: auf der einen Seite die angelsächsische (und insbesondere nordamerikanische) qualitative Forschung (oft als relativ homogen beschrieben), auf der anderen Seite die nicht-angelsächsische Forschung (charakterisiert durch nationale Diversität und Heterogenität).“

Mruck et al. konstatieren weiter, dass am Ende „auch die hegemoniale Position der (nationalen) Soziologie zumindest teilweise einer (Selbst-)Konstruktion der Soziologen und Soziologinnen (und von anderen) geschuldet zu sein [scheint]“ (ebd., Abs. 6; s. a. Mruck 2007).

Ein solchermaßen angelegtes missverständliches Labeling durchzieht nun aber nicht erst seit Kurzem die fast 50-jährige Geschichte der qualitativen Sozialforschung. Erinnert sei etwa an den sehr prominenten Band *Qualitative Analysis for Social Scientists* von Anselm Strauss (1987), genau betrachtet eine Grundlegung der Grounded-Theory-Methodologie.<sup>2</sup> Zudem finden sich durchaus nicht selten auch Spezialausgaben, die unter „falscher Flagge“ segeln, wie etwa die *Rekonstruktive Sozialforschung* von Ralf Bohnsack (2014), eigentlich ein Band zur dokumentarischen Methode.

## 4 Falsches Label – richtige Forschung?

Angesichts solcher Unschärfen eines so zentralen Begriffs – für ein so zentrales „Forschungsparadigma“ – ist die Aufräumarbeit von Ronald Hitzler willkommen, klärt sie doch den zunehmenden Ge- und Missbrauch des Labels „qualitative Forschung“ (beispielsweise wenn in sogenannten Mixed-Methods-Studien das Angebot ‚ein paar offene Fragen‘ zu beantworten, bereits als „qualitative“ Teilstudie bezeichnet wird). Denn letztlich finden sich mitunter (Ver-)Wendungen, mit denen Forschende, ob sie sich nun als qualitativ, interpretativ oder rekonstruktiv etc. verstehen, nicht einverstanden und unglücklich sein dürften. Etwa, wenn in eher quantitativer Forschungslogik Interviews geführt werden, deren Erkenntnisgewinn hinter gut strukturierten Fragebögen zurück bleibt, oder wenn in Auswertungen sich Angaben wie „die Meisten“, „Viele“, „Einige“ oder „die Hälfte“ finden, ohne dass die Referenz auf eine Grundgesamtheit möglich wäre. Und selbst sampleinterne Verweise bleiben fragwürdig. Zur Veranschaulichung: Bei nur wenigen Interviews verschiebt sich „die Hälfte“, „fast die Hälfte“ oder „mehr als die Hälfte“ rasch; aus „einem Viertel“ (2 von 8) kann schon schnell „ein Drittel“ (3 von 9) aller Befragten werden. Was bedeutet das für die Interpretation? Eine qualitativer Forschung angemessene Datenaufbereitung und -präsentation sieht anders aus!

Insofern erscheint mir eine Rückbesinnung auf die Basismerkmale qualitativer Forschung und deren wiederholte Einforderung wichtiger als die Frage der „Benennung“. Dazu gehören auf jeden Fall das *Prinzip der Offenheit* (wie von Christa

Hoffmann-Riem 1980 eingebracht) und das *Prinzip der Fremdheit* (gemäß der Maxime „Dummheit als Methode“, provokant eingefordert von Hitzler 1991). Besonders zentral ist das *Prinzip der Kommunikation*, mit dem Fragen der Kontextualität der Forschung und damit der von „Beforschten“ und „Forschenden“ in der Forschungssituation „ko-konstruierten“ Daten angesprochen sind. Mit dieser Prämisse tut sich qualitative Forschung – und insbesondere die Soziologie (dazu Reichertz 2015) – seit jeher trotz anders lautender Selbst-Bekundungen immer noch schwer und es scheint eine Art „Phantom der Störungsfreiheit“ zu geben (s. Mruck/Mey 1996). Gefordert ist daher, eine angemessene Betrachtung der Forschenden-Subjektivität zu leisten und mit Blick auf die Ergebnisdarstellung und Theorien-Konstruktion zu reflektieren (s. Mruck/Mey 2007; Mruck/Roth/Breuer 2002; Roth/Breuer/Mruck 2003).

In vielen von mir angebotenen Workshops (zur Grounded-Theory-Methodologie und zum Interview) sowie in Beratungs- und Supervisionsangeboten für laufende Forschungsarbeiten oder auch in den von mir im Rahmen der *Projektwerkstätten Qualitatives Arbeiten* (Mruck/Mey 1998) betreuten Qualifikationsarbeiten stelle ich immer wieder fest, dass qualitative Forschung zwar als Begriff geführt, die konkrete Forschungsarbeit aber im positivistischen Sinne angelegt wird, wenn etwa Befragungssituationen so konstruiert werden, dass Interviewen als „soziales Arrangement“ unterlaufen wird und Interviews wie Fragebogenerhebungen „leitfadenbürokratisch“ abgearbeitet werden sollen. Mithin wird von „Probanden“ gesprochen und es bestehen Vorstellungen, möglichst gut Informationen „abzurufen“. Komplettiert wird ein solches Verständnis mit der Auffassung, die Antworten dann einfach (schnell?) den apriori per Leitfaden eingeführten Themen zuordnen zu können. Für diese Beharrlichkeit einer hinterrücks angelegten hypothetico-deduktiven Logik sehe ich nach wie vor eine nicht-ausreichende Verankerung von qualitativer Forschung insbesondere in Lehr-Lern-Kontexte verantwortlich (ungeachtet einer deutlich verbesserten Ausbildungssituation, die aber nicht genügt angesichts der Fülle an Ansätzen und Verfahren und auch des zunehmenden Rückgriffs auf qualitative Forschung in vielen Forschungsgebieten und zu allen erdenklichen Fragestellungen).<sup>3</sup>

Es gibt zuweilen aber auch wieder Tendenzen, die überwunden schienen. Als Glaser und Strauss (1967) die Grounded-Theory-Methodologie entwickelten, sprachen sie von einigen Auffälligkeiten, gegen die sie sich und ihren Ansatz positionierten. Wobei zwei Schlagrichtungen auszumachen sind, nämlich einerseits qualitative Forschung in Frontstellung zu bringen gegen das hypothetico-deduktive Modell (mit seinem Rekurs auf „grand theories“) und andererseits eine rigorose Absage an die rein illustrative Verwendung qualitativer Daten. Hitzlers Anmerkungen und die darin eingewobene Kritik lassen sich ganz in diesem Sinne lesen und machen auf einige wiederkehrende (Fehl-)Entwicklungen aufmerksam, insbesondere auf einen *neuen postqualitativen Theorismus*, dessen Forschungspraxis Reiner Keller folgendermaßen charakterisiert: „Was die Theorie nicht vorsieht, gerät nicht mehr in den Blick. Forschen wird dann wieder ein Zeitvertreib zur Veranschaulichung des theoretischen Vokabulars“ (Keller 2014, Abs. 29).

Insofern scheint mir es vor allem (wieder, immer noch, oder gerade erst jetzt) um eine Diskussion der Frage zu gehen, was denn „gute“ („richtige“?) qualitative Forschung ist/ausmachen soll. Es ist also die Debatte um „Kriterien“, „Standards“ (nicht zu verwechseln mit Standardisierungen), bei denen die Besonderheit qualitativer Forschung berücksichtigt und angemessen konzeptualisiert wird (s. nochmals die Tabelle 2). Dazu gehört m.E. (und sicher ganz im Einklang mit

Ronald Hitzler) insbesondere die Anerkennung der konstituierenden Rolle der Interpretation, der damit verbundenen Subjektivität und daraus folgenden (methodologischen) Kreativität – mit der auch die Frage der angemessenen Relationierung von Theorie und Empirie angesprochen ist. Es geht m.E. besonders um die Reflexion von Forschungshandeln statt scheinbar praktischer und pragmatischer Vorgehensweisen – und damit um ein konsequentes Verständnis von Forschung als Interaktion, d.h. darum, den besonderen Konstruktionscharakter der Daten zu reflektieren und hierbei auch die Involviertheit der Forschenden angemessen zu konzeptualisieren. Aber mehr noch (und damit über Hitzler hinausgehend): Es geht um eine Explikation der kritischen Potenziale qualitativer Forschung auch mit Blick auf die Lebenswirklichkeit der von ihr „Beforschten“ (oder Mit-Forschenden), statt einer unreflektierten Re-Produktion von (Macht-) Verhältnissen – es geht mithin um „Forschen als Kritik“ (s. z.B. Winter 2010).

Unter Berücksichtigung dieser Kriterien ist dann auch die eingangs von Ronald Hitzler angezeigte Verwendung von qualitativen Daten für eine Sekundäranalyse möglich – und sinnvoll. Immer vorausgesetzt, Daten werden nicht als kontextlose Fakten verstanden, die „einfach“ ausgewertet werden können, sondern als in einem bestimmten Sinnzusammenhang stehende, weil erzeugte Daten. Die Voraussetzungen dafür haben Forschende zu schaffen, indem sie „ihre“ Daten(erzeugungen) transparent machen (s. dazu die drei Themenschwerpunkt-Bände in *FQS*: Corti et al. 2000, 2005; Bergmann/Eberle 2005; zusammenfassend Mey/Mruck 2008).

## 5 Ausblick: Ein Ende „der“ Debatte nicht in Sicht

Hitzlers Beitrag und die darin vorgenommene „Aufräumarbeit“ kann auch als Ausdruck der Etablierung qualitativer Forschung verstanden werden, mitunter wird ihr (so auch von Hitzler 2007) gar der Status einer „normal science“ zugesprochen; mit möglicherweise Tendenzen zu (Reflexions-)Trägheit und Selbstgefälligkeit. Zumindest erscheint es nicht mehr notwendig, dass qualitative gegen die quantitative Forschung in „Stellung“ gebracht werden muss. Die alten „Schützengräben“ der zurückliegenden „paradigm wars“ wurden verlassen, die „alten Kämpfer“ sind müde und der Nachwuchs ist entweder theoretisch-methodologisch gut „gewappnet“ oder bereits im Land der Mixed-Methods und der „friedlichen Ko-Existenz“ angelangt (und damit bei der Möglichkeit, in Ruhe zu forschen/arbeiten). Wenn der „Feind“ allerdings nicht mehr im anderen Lager auszumachen ist, dann ist Zeit, sich um seine „eigene Familienbande“ zu kümmern. Insofern häufen sich auch ganz zurecht und dringend notwendig Abhandlungen zum Stand qualitativer Forschung angesichts der Ausweitung und darin auch zu vernehmender Irr-Wege, zu denen Hitzler selbst sich auch in seinem Beitrag *Wohin des Wegs* (2007, 2014) wie in seinen Betrachtungen *Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie* (Hitzler 2002) immer wieder äußert. Es geht um einen Streit um den Weg, den qualitative Forschung wählen wird/soll/muss – und den sie einschlägt, wenn sie sich auf der einen Seite kanonisiert und standardisiert, oder sich auf der anderen Seite ausweitet und ins Beliebig-abzurutschen Gefahr läuft. Beispiele solcher Tendenzen finden sich allerorten (s. Reichertz 2009). Aus der Perspektive eines „qualitativen Psychologen“

stellt sich aber die Frage, ob sich die deutschsprachige Soziologie (denn sie scheint der hauptsächlich Adressatenkreis von Hitzlers Ausführungen) gegebenenfalls unnötig abkoppelt von den vielen internationalen Debatten, die allesamt unter „qualitative research“ firmieren, um ein verinselt Eigenleben zu führen (siehe nochmals Mruck et al. 2005) und sich am Ende aufgrund vieler Separationen in einen „Offstream“ bewegt, wie dies Groeben (2006) für die Psychologie aufzeigt und als „selbstverschuldete Irrelevanz“ aufgrund zunehmender Zersplitterung diagnostiziert.

Am Ende aber bleibt, dass Versuche von dichotomen Aufräumarbeiten in Form von Ordnungsherstellungsversuchen ihre Tücken haben. Dies gilt schon lange für „qualitativ vs. quantitativ“, „erklärend vs. verstehend“, oder „standardisiert vs. nicht standardisiert“ (und wohl noch mehr für so manche in Übersichtswerken immer wieder irreführend vorgenommenen Zuordnungen wie „induktiv vs. deduktiv“, „Fallanalyse vs. Fallvergleich“ etc.; dazu Schreier 2014).

Wenn also über eine dichotome Aufteilung innerhalb der qualitativen Forschung nachgedacht wird (zwischen objektivistisch/positivistisch/etc. vs. interpretativ/rekonstruktiv/konstruktivistisch/etc.), gilt am Ende, was Ronald Hitzler auf die letzte Publikumsfrage zu seinem Vortrag *Wohin des Wegs?*<sup>4</sup> gewissermaßen als Schlusswort antwortete: „Wir werden noch eine lange Zeit hinter uns bringen, in der wir tatsächlich so etwas wie Ordnungsvorschläge unterbreiten und dann muss man gucken, was sich ausmendet“. Dies galt nicht nur 2006, sondern gilt auch noch 2016 – und bis auf Weiteres. Abverlangt wird uns bis zu einer Alle(s) zufriedenstellenden Klärung ein hohes Maß an Ambiguitätstoleranz. Vor allem angesichts des nicht nur terminologisch massenhaften (Fehl-)Gebrauchs des Begriffs qualitativer Forschung und mit Blick auf eine Konzeption von qualitativer Forschung als „Einheit in der Vielfalt“, die mir lieber ist, als die kleinteilige Separation – Zersplitterung – der qualitativen Forschung(-slandschaft).

## Anmerkungen

- 1 Die objektive Hermeneutik wäre dagegen gar nicht zu finden, denn neben der Selbstaussgrenzung aus der qualitativen Forschung befindet Oevermann, dass der Begriff der „Interpretation“ bzw. der „interpretativen Sozialforschung“ das Anliegen der objektiven Hermeneutik unterläuft, da auch hier noch „ein Moment der Beliebigkeit im Vorgehen des Interpretieren“ (Oevermann 2013, S. 97) enthalten sei – im Gegensatz zur objektiven Hermeneutik, die Oevermann zufolge nicht interpretiert, sondern präzise bestimmt (vgl. ebd., S. 95).
- 2 Es wurde im Deutschen auch nur mit „Grundlagen qualitativer Forschung“ übersetzt, kein Hinweis auf die Grounded-Theory-Methodologie, auch nicht durch den erweiterten Titel „Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung“; eine in diese Richtung gehende Kennzeichnung findet sich erst 1990 im Untertitel „Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory“ des Buches von Strauss/Corbin, das ebenfalls mit dem Titel „Basics of Qualitative Research“ auf den Markt kam.
- 3 Mit einem – von 20 Fachgesellschaften unterzeichneten – Memorandum für eine fundierte Methodenausbildung wurde 2008 auf diesen Umstand reagiert, s. <http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/memorandum/>
- 4 [mms://stream02.cedis.fu-berlin.de/fu-berlin/methoden2006/hitzler\\_mittagsvorlesung.wmv](https://stream02.cedis.fu-berlin.de/fu-berlin/methoden2006/hitzler_mittagsvorlesung.wmv), 1:07:28 [30. Oktober 2015].



## Literatur

- Bergman, M.M./Eberle, T.S. (2005): Qualitative inquiry: Research, archiving, and reuse. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 6. Jg., H. 2, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/12> (15.12.2015).
- Bohnsack, R. (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden (9., überarb. u. erw. Aufl.). Opladen.
- Bühmann, A.D./Diaz-Bone, R./Gutiérrez Rodriguez, E./Kendall, G./Schneider, W./Tirado, F. (Hrsg.) (2007): Von Michel Foucaults Diskurstheorie zur empirischen Diskursforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 8. Jg., H. 2, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/7> [15.12.2015].
- Charmaz, K. (2011): Den Standpunkt verändern: Methoden der konstruktivistischen Grounded Theory. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Grounded Theory Reader (2., akt. u. erw. Aufl.). Wiesbaden, S.181–205. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4\\_9](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_9)
- Charmaz, K. (2014): Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis. London.
- Corti, L./Kluge, S./Mruck, K./Opitz, D. (Hrsg.) (2000): Text . Archiv . Re-Analyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 1. Jg. H. 2, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/27> (15.12.2015).
- Corti, L./Witzel, A./Bishop, L. (Hrsg.) (2005): Sekundäranalyse qualitativer Daten. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 6. Jg., H. 1, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/13> (15.12.2015).
- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (2000): The Sage handbook of qualitative research (2. Aufl.). Thousand Oaks.
- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (2005): The Sage handbook of qualitative research (3. Aufl.). Thousand Oaks.
- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (2011): The Sage handbook of qualitative research (4. Aufl.). Thousand Oaks.
- Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (2000): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, U./Kardorff, E.v./Steinke, I. (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek, S. 13–29.
- Froschauer, U./Lueger, M. (2009): Interpretative Sozialforschung: Der Prozess. Wien.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L. (1967): The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research. Chicago.
- Groeben, N. (2006): Gibt es Wege aus der selbstverschuldeten Irrelevanz des qualitativen Offstreams?. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 7. Jg., H. 4, Art. 34, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0604347> [15.12.2015].
- Hitzler, R. (1991): Dummheit als Methode. Eine dramatologische Textinterpretation. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Forschung. Opladen, S. 295–318. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-23940> (15.12.2015).
- Hitzler, R. (2002): Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 3 Jg., H. 2, Art. 7, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs020276> (15.12.2015).
- Hitzler, R. (2007): Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 8. Jg., H. 3, Art. 4, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070344> (15.12.2015).
- Hitzler, R. (2014). Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen. Wiesbaden, S. 55–72.
- Hitzler, R. (2016). Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, 17. Jg., H. 1–2, S. 171–184

- Hoffmann-Riem, Ch. (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32 Jg., S. 339–372.
- Keller, R. (2014): Zukünfte der qualitativen Sozialforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 15. Jg., H. 1, Art. 16, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1401165> (15.12.2015).
- Knoblauch, H./Flick, U./Maeder, Ch. (Hrsg.) (2005): The State of the art of qualitative research in Europe. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 6. Jg., H. 3. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/1> (15.12.2015).
- Lamnek, S. (2005): *Qualitative Sozialforschung* (4., vollst. überarb. Aufl.). Weinheim.
- Lüders, Ch./Reichert, J. (1986): Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. In: *Sozialwissenschaftliche Literaturreisenschau*, 12. Jg., S. 90–102.
- Mayring, Ph. (2007): Über „gute“ und „schlechte“ qualitative Forschung. In: *Erwägen – Wissen – Ethik*, 18. Jg., H. 2, S. 251–153.
- Mayring, Ph. (2015): *Qualitative Inhaltsanalyse* (12. Aufl.). Weinheim.
- Mey, G./Mruck, K. (2008): Vorwort: Sekundäranalyse qualitativer Daten. Von der Peripherie ins Zentrum. In: *Historische Sozialforschung/Historical Social Research*, 33. Jg., H. 3, S. 7–9. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-191591> (15.12.2015).
- Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.) (2011): *Grounded Theory Reader* (2., akt. u. erw. Auflage). Wiesbaden.
- Mey, G./Ruppel, P.S. (2016/im Druck): *Qualitative Forschung*. In: Decker, O. (Hrsg.): *Sozialpsychologie und Sozialtheorie*. Bd. 1: Zugänge. Wiesbaden.
- Mruck, K. (2007): *Qualitative Forschung: Notizen aus der Unübersichtlichkeit*. In: *Erwägen – Wissen – Ethik*, 18. Jg., H. 2, S. 258–259.
- Mruck, K./Cisneros Puebla, C./Faux, R. (2005): Editorial: Über Zentren und Peripherien qualitativer Forschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 6 Jg., H. 3, Art. 49, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0503491> (15.12.2015).
- Mruck, K./Mey, G. (1996): *Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit*. In: *Journal für Psychologie*, 4. Jg., H. 3, S. 3–21. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-29360> (15.12.2015).
- Mruck, K./Mey, G. (1998): *Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien. Zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens“ zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft*. In Jüttemann, G./Thomae, H. (Hrsg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim, S. 284–306. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-1200> [15. Dezember 2015].
- Mruck, K./Mey, G. (2005): *Qualitative Forschung: Zur Einführung in einen prosperierenden Wissenschaftszweig*. In: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, 30. Jg., H. 1, S. 5–27. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-50230> (15.12.2015).
- Mruck, K./Mey, G. (2007): *Grounded theory and reflexivity*. In: Bryant, A./Charmaz, C. (Hrsg.): *The Sage handbook of grounded theory*. London, S. 487–510.
- Mruck, K./Mey, G. (2010): *Einleitung*. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 11–32. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8\\_1](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_1)
- Mruck, K./Roth, W.-M./Breuer, F. (Hrsg.) (2002): *Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess, Teil I*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 3. Jg., H. 3. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/21> (15.12.2015).
- Oevermann, U. (2013): *Objektive Hermeneutik als Methodologie der Erfahrungswissenschaften von der sinnstrukturierten Welt*. In: Langer, Ph. C./Kühner, A./Schweder, P. (Hrsg.): *Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung*. Wiesbaden, S. 69–98. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-03112-1\\_5](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-03112-1_5)

- Prinz, W. (1994): Fünf Thesen zur sogenannten Erneuerung der sogenannten Psychologie. In: Schorr, A. (Hrsg.): Die Psychologie und die Methodenfrage: Reflexionen zu einem zeitlosen Thema. Göttingen, S.18–19.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2013): Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch (2. Aufl.). München.
- Reichertz, J. (2007): Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme. In: Erwägen – Wissen – Ethik, 18. Jg., H. 2, S. 195–208.
- Reichertz, J. (2009): Die Konjunktur der qualitativen Sozialforschung und Konjunkturen innerhalb der qualitativen Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 10. Jg., H. 3, Art. 30, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0903291> (15.12.2015).
- Reichertz, J. (2015): Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 16. Jg., H. 3, Art. 33, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1503339> (15.12.2015).
- Rosenthal, G. (2011). Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung (2. Aufl.). Weinheim.
- Roth, W.-M./Breuer, F./Mruck, K. (Hrsg.) (2003): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess, Teil II. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 4. Jg., H. 2. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/18> (15.12.2015).
- Schjødt Terkildsen, Th./Demuth, C. (2015): The future of qualitative research in psychology. A discussion with Svend Brinkmann, Günter Mey, Luca Tateo and Anete Strand, moderated by Carolin Demuth. In: Integrative Psychological & Behavioral Science, 49. Jg., H. 2, S. 135–161.
- Schreier, M. (2014): Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Vielfalt statt Einheit. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen. Wiesbaden, S. 203–208.
- Soeffner, H.-G. (2014): Interpretative Sozialwissenschaft. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen. Wiesbaden, S. 35–53. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7\\_2](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_2)
- Strauss, A.L. (1987): Qualitative analysis for social scientists. Cambridge: Cambridge University Press. <http://dx.doi.org/10.1017/CBO9780511557842>
- Strauss, A.L./Corbin, J. M. (1990): Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory. London.
- Winter, R. (2010): Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 12. Jg., H. 1, Art. 7, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs110171> (15.12.2015).

Uwe Flick

## Von den Irritationen in die Peripherie?

Anmerkungen zu Ronald Hitzlers Artikel „Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung“

### From the Irritations into the Periphery?

Comments to Ronald Hitzler's Article „Central features and peripheral irritations of interpretative social research“

#### **Zusammenfassung**

In diesem Kommentar zu Ronald Hitzler (2016) wird die Frage aufgeworfen, ob die von Hitzler vorgeschlagene Distinktion zwischen qualitativer und interpretativer Sozialforschung disziplinintern einen systematischen Fortschritt bringt. Gleichzeitig wird die These aufgestellt, dass diese Distinktion negative Effekte auf die Verortung qualitativ-interpretativer Forschung jenseits der Soziologie in Hinblick auf die deren weitere Etablierung in anderen Disziplinen und im Kontext der Drittmittelfähigkeit haben wird.

**Schlagnworte:** Abgrenzung qualitativ vs. interpretative Sozialforschung; Selbst- und Fremdverortung qualitativer Forschung

#### **Abstract**

In commenting a paper by Ronald Hitzler (2016) the question is raised whether the suggested distinction of interpretative from qualitative research provides a systematic step ahead in the discipline. At the same time, negative effects on the localization of qualitative-interpretative research beyond sociology are discussed. This point refers to further establishing qualitative research in disciplines beyond sociology and in the context of its chances for external funding.

**Keywords:** Distinction of interpretative from qualitative research. Self-positioning of qualitative research; localization of qualitative research

## Positionierung zwischen Alleinstellung und Integration

Artikel von Ronald Hitzler zu lesen, ist immer wieder erhellend und anregend, das gilt auch für den vorliegenden Text (Hitzler 2016). Die Intention seiner Ausführungen liegt in einer Positionierung interpretativer Sozialforschung im Spektrum anderer Verständnisweisen von empirischer und qualitativer Sozialforschung. Im ersten Teil seines Artikels wird eine Abgrenzung von der „qualitativen

Forschung“ vorgenommen, die auf zwei Schienen läuft: Einerseits soll deutlich werden, dass interpretative Sozialforschung nicht zum übergreifenden Spektrum der qualitativen Forschungsansätze gehört, sondern einen Alleinstellungsanspruch erhebt. Andererseits soll deutlich werden, dass interpretative Sozialforschung sich von Ansätzen qualitativer Forschung deutlich unterscheidet, ganz anders vorgeht und anspruchsvoller ist. Diese Intention ist begrüßenswert, wenn sie dazu führt, dass die Position interpretativer Sozialforschung in diesem Spektrum klarer wird. Allerdings ist der vorliegende Positionierungsversuch mit einigen Problemen verbunden, die der Standortbestimmung dann doch wieder eher abträglich sind.

## Abgrenzung gegen wen oder was?

Bei der Abgrenzung zwischen interpretativer und qualitativer Forschung wird nicht ganz klar, von welchen Ansätzen (und Autor/innen) sich der Autor da genau abhebt, man kann es nur vermuten und deshalb schlecht auf dieser Ebene diskutieren. Darüber hinaus wird ein Bild der qualitativen Forschung gezeichnet, dem ein Bild der interpretativen Forschung gegenüber gestellt wird, wobei beide Bilder jeweils nicht wirklich trennscharf sind. Hitzler (2016, S. 172) setzt dabei jede Art von Kodierung (a-priori oder ad-hoc gebildete Kategorien) gleich mit einer bereits bestehenden Kategorienliste, damit er dann das Argument, es werde „kategorial subsummiert“, anführen kann. Wenn ich das recht sehe, ist diese kategoriale Subsummierung gerade etwas, das mit der Kodierung im Sinne von Glaser/Strauss (1967), Charmaz (2014) und anderen Vertreter/innen der Grounded Theory vermieden werden soll.

## Interpretative Sozialforschung ohne Erkenntnisinteresse und Forschungsfragen?

Ein zweiter Strohmann wird in der Behandlung von Erkenntnisinteressen (Hitzler 2016, S. 171) und Forschungsfragen (ebd., S. 172) aufgebaut: Erstere führen automatisch dazu, dass der Prozess der Forschung vom „vorentworfenen Ende der Untersuchung“ (ebd. S. 172) konzipiert wird, letztere sind in der qualitativen Forschung „fallunabhängig“ (ebd.). In der Regel ist das auch so, allerdings wird das hier zu einem Problem erklärt, aus dem sich sofort ableiten lässt, dass qualitative Analysen „grosso modo der ‚Logik‘ standardisierter Sozialforschung folgen“ (ebd., S. 172). Hier wäre vielleicht ein Beispiel hilfreich, an dem sich dieser Punkt etwas genauer belegen bzw. diskutieren ließe – so bleibt es jedoch bei einer Behauptung und beim Strohmann. Die implizierte Annahme, interpretative Forschung komme ohne Erkenntnisinteressen und Forschungsfragen aus, bliebe in dieser Allgemeinheit auch noch zu prüfen.

## What's New?

Aufschlussreicher könnten die Bestimmungen des Neuen sein, die Hitzler für die interpretative Sozialforschung im zweiten Teil seiner Argumentation vornimmt. Hier sehe ich allerdings drei Tendenzen, die den Neuigkeitswert dann doch wieder etwas einschränken: Zunächst enthält sein Vorschlag eher ein *back to the roots* mit der Reaktivierung des „interpretativen Paradigmas“ nach Wilson (1970) und in den verschiedenen theoretisch-methodologischen Bezügen zu Wilhelm Dilthey bis Hans-Georg Soffner. Zweitens die Auflistung neuer Ansätze, von Artefakt-, Diskurs-, Deutungsmuster- über Metaphern- bis hin zur Situationsanalyse (Hitzler 2016, S. 179) – alles Ansätze, die doch schon ‚auf dem Markt‘ waren, als ich vor einer ganzen Weile begonnen habe, mich mit qualitativer Forschung zu beschäftigen. Drittens der Bezug zu neuen Publikations- und Diskussionsforen für die Auseinandersetzung mit den identifizierten neuen Trends. An diesem dritten Bezug finde ich interessant, dass Institutionen wie das Berliner Methodentreffen und das Basler Methodenfestival (wofür Hitzler den vorliegenden Artikel als Keynote geschrieben hat) als zentrale Diskussionsforen der qualitativen bzw. interpretativen Sozialforschung genannt werden – obwohl ursprünglich und weiterhin hauptsächlich als Weiterbildungsforen für laufende Projekte konzipiert (und dafür auch sehr wichtig und hilfreich) – und nicht so sehr der fachgesellschaftliche Diskurs oder gar internationale Tagungen.

In ähnlicher Weise ließe sich jetzt die ganze Argumentation in dem vorgelegten Artikel diskutieren, um zu sehen, wie klar eigentlich die aufgemachten Frontlinien methodisch und methodologisch sind, und ob nicht in den Singularisierungsbemühungen um die interpretative Sozialforschung Ansätze der qualitativen Forschung, die nicht wirklich einheitlich sind, zusammen in ein Bad gesetzt werden und mit diesem dann mehrere Kinder ausgekippt werden.

## Oberbegriffe als Erkennungsmerkmal in der Forschungslandschaft

Dem vorgelegten Positionierungsversuch lassen sich jedoch auch auf anderer Ebene verschiedene Punkte entgegen halten: Man muss den Begriff „Qualitative Sozialforschung“ ja nicht mögen, aber was ihn von eher exklusiven Begriffen wie dem der hier skizzierten „interpretativen Sozialforschung“ unterscheidet, ist eine gewisse Inklusionstendenz für sehr unterschiedliche Ansätze (einschließlich der interpretativen Sozialforschung), die sich im Feld der empirischen Sozialforschung durchsetzen und behaupten wollen. Dazu sind im Moment eine ganze Reihe von Weiterungen der Disziplinen zu verzeichnen, in denen sich qualitative Sozialforschung etabliert und das Spektrum der (auch Drittmittel geförderten) Forschung erweitert. Die von Hitzler vorgelegten Abgrenzungsversuche sind dagegen auf die Ursprungsdisziplinen, v.a. die Soziologie, begrenzt. Dieser wiederum kann ja gewissermaßen egal sein, wie ihre Begriffe und Methoden in anderen Disziplinen (Erziehungs-, Gesundheits-, Ingenieurwissenschaften, Medizin etc.) aufgegriffen werden (oder nicht). Allerdings ist für eine weitere Etablierung der

qualitativen (inklusive der interpretativen) Sozialforschung insgesamt sicherlich nicht abträglich, wenn sie sich auch dort und dort auch im Kontext von Drittmittel-Förderung etabliert. Dies ist in Kontexten wie der Versorgungs- oder Pflegeforschung im Moment zu beobachten, auch wenn nicht jeder Umsetzungsversuch gleichermaßen gelungen oder zu begrüßen ist. Für die hier kurz skizzierte weitere Etablierung qualitativer Forschung ist eine grundsätzliche Debatte über Begrifflichkeiten und Abgrenzungen wie im vorliegenden Artikel im negativen Falle eher hinderlich, im positiven Falle eher irrelevant.

## Verlagerung relevanter methodologischer Diskussionen in andere Disziplinen?

Noch bemerkenswerter finde ich jedoch: Bei der Literaturrecherche für einen Beitrag für das von Akremi, Baur, Knoblauch und Traue (i.Dr.) herausgegebene Buch „Interpretativ Forschen – Ein Handbuch für die Sozialwissenschaften“, der das Thema Gütekriterien (Flick i. Dr.) behandelt, hat sich zweierlei gezeigt. Einerseits, dass die Diskussion um Gütekriterien bzw. die Qualität qualitativer Forschung eher in den Gesundheits- und Ingenieurwissenschaften geführt wird als in der Soziologie (auch in Hitzler 2016 wird diese Frage eher peripher zum Thema). Andererseits, dass die Diskussion dort, wo explizit interpretative Sozialforschung der Bezugspunkt ist (z.B. Yanow 2006), auch nicht wesentlich andere Probleme aufgreift, als dort, wo es um qualitative Sozialforschung geht. In beiden Feldern dreht sich die Diskussion darum, ob Kriterien zur Bewertung von (qualitativer bzw. interpretativer) Forschung entwickelt werden sollen und ob diese dann für spezifische Ansätze oder generell für qualitative bzw. interpretative Forschung formuliert und angewendet werden sollen.

## Forcierte Distinktion – Irritationen – Peripherien?

Vielleicht können diese Anmerkungen zum Nachdenken anregen, ob der Distinktionsdiskurs, den Ronald Hitzler in seinem Artikel forciert, zur stärkeren Fokussierung und Differenzierung qualitativ-interpretativer Forschung innerhalb der Sozialwissenschaften und/oder zu einer stärkeren Irritation in Disziplinen jenseits dieser führt. Ob und inwieweit das die qualitativ-interpretative Forschung eher in die Peripherie der Forschungslandschaft oder aus der Peripherie stärker in deren Zentrum führt, bleibt abzuwarten.

## Literatur

Akremi, L./Baur, N./Knoblauch, H./Traue, B. (Hrsg.) (i.Dr.): Interpretativ Forschen – Ein Handbuch für die Sozialwissenschaften. Weinheim.

- 
- Charmaz, K. (2014): *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide through Qualitative Analysis*, 2. Auflage London.
- Flick, U. (i.Dr.): Gütekriterien. In: Akremi, L./Baur, N./Knoblauch, H./Traue, B. (Hrsg.): *Interpretativ Forschen – Ein Handbuch für die Sozialwissenschaften*. Weinheim.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. New York.
- Hitzler, R. (2016). Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 17. Jg, H. 1–2 , S. 171-184.
- Wilson, T.P. (1970): Normative und Interpretive Paradigms in Sociology. In: Douglas, J. D. (Hrsg.): *Understanding Everyday Life. Toward the Reconstruction of Sociological Knowledge*. London, S. 52–79.
- Yanow, D. (2006): Neither Rigorous Nor Objective? Interrogating Criteria for Knowledge Claims in Interpretive Science. In: Yanow, D./Schwartz-Shea, P. (Hrsg.): *Interpretation and Method – Empirical Research Methods and the Interpretive Turn*. New York, S. 67–88.